

# Mitteilungen

INSTITUT  
FÜR  
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER  
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 14, Oktober 2004

Herausgegeben vom  
INSTITUT FÜR EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE  
DER UNIVERSITÄT AUGSBURG

Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber (Geschäftsführender Direktor)  
Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)  
Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)  
Prof. Dr. Theo Stammen (Direktor)  
Prof. Dr. Silvia Serena Tschopp (Direktorin)  
Redaktion: Prof. Dr. Wolfgang E. J. Weber und Dr. Anke Sczesny  
e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de  
anke.sczesny@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:  
Sekretariat  
Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg  
Tel.: (0821) 598-5840, Fax: (0821) 598-5850  
e-mail: sekretariat@iek.uni-augsburg.de

Satz: Martin Heise  
e-mail: publikationen@iek.uni-augsburg.de

Umschlagabbildung: Philipp Hainhofer: Kunstschränk für Gustav II. Adolf von Schweden  
(Uppsala universitet).

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Die Mitteilungen können zu einem Preis von € 2,- über das Institut für Europäische Kulturgeschichte bezogen werden.

<http://www.uni-augsburg.de/institute/iek/>

# Mitteilungen

Heft Nr. 14, Oktober 2004

## *Inhalt*

---

- **Editorial** 5
  
- **Aufsätze**
  - Thomas Buchner*  
Grenzziehungen. Reguläre und irreguläre Arbeit im städtischen Handwerk der Frühen Neuzeit 7
  
  - Eva Legêne*  
Musical Instruments in Hainhofer's Correspondence and Travel-Diaries 26
  
  - Theo Stammen*  
Jean Pauls ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei‘ im geistesgeschichtlichen Kontext 50
  
- **Aktuelle Forschung**
  - Buchrezensionen**
    - Christian Gottfried Nees von Esenbeck: Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe; Ausgewählter Briefwechsel mit Schriftstellern und Verlegern 76
    - Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919 78
    - Claudio Lange: Der nackte Feind 80
  
  - Neuerscheinungen**
    - Die Korrespondenz Hans Fuggers von 1566 bis 1594 82
    - Theo Stammen, Wolfgang E.J. Weber (Hg.): Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung 83
    - Adam Reißner: Gesangbuch 83

■ <b>Rückblick</b>	
<b>Colloquium Augustanum</b>	
Prof. Dr. Eva Legêne: Die Musik im Studiolo und in der Kammer	84
Prof. Dr. Paul Münch: Finstere Katholiken und Madonnengesichter. Anmerkungen zur Religionsphysiognomik	85
<b>Gastwissenschaftliche Vorträge im Rahmen des Graduiertenkollegs</b>	
Dr. Roland Gerber: Erstellung und Einsatz von Datenbanken in geisteswissenschaftlichen Forschungsprojekten	85
■ <b>Graduiertenkolleg Wissensfelder der Neuzeit</b>	
Stipendiatinnen und Stipendiaten	87
Promotions- und Forschungsprojekte	89
Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts	93
■ <b>Anschriften der Autorinnen und Autoren</b>	97

## Editorial

Zwei Erfolgsstraßen sind es, die heute in den Kulturwissenschaften besonders punkten. Die eine ist die „Triumphallee des Wissens“, wie die magistrale Bibliotheksachse in Görlitz heißt – eine Stadt, die nach dem Ausmanövrieren des noch besseren Augsburgs die besten Aussichten hat „Europäische Kulturhauptstadt 2010“ zu werden. Die andere ist die der Kommunikationskanäle und Medien, auf die manche Zeiten stolzer sind als auf das Wissen, das über sie transferiert wird. Am lebendigsten aber geht es da zu, wo sich diese beiden Zufahrtswege der Kulturgeschichte kreuzen. Nur in Augsburg selbst wissen einige Kompetenzsuchende noch nicht, dass eine der belebtesten Kreuzungen mitten in der Universität Augsburg zu finden ist.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft weiß es und hat – in einem, wie man hört, rigorosen Ausleseverfahren – das Augsburger Graduiertenkolleg höchst ehrenvoll in eine soeben begonnene neue Runde geschickt. Wir verdanken diesen Erfolg viel gutem Rat aus den ehemaligen Philosophischen Fakultäten, einer engagierten Gruppe um die Kollegleitung wie der loyalen Mitträgerschaft weiterer Expertenkollegen, der effizienten Infrastruktur des Instituts für Europäische Kulturgeschichte und den exzellenten Stipendiatinnen und Stipendiaten, die in einer so kreativen wie kooperativen Forschungsgruppe ihre Dissertationen erarbeiten und darüber hinaus für das Kolleg den synergetischen Mehrwert erzielen. Und nicht zuletzt auch dem frühen Mut zu einem Thema, dessen historische Erschließung heute in vielen Varianten in aller Munde ist:

„Wissensfelder der Neuzeit. Die Entstehung der europäischen Informationskultur“.

Für diesen Augsburger Ansatz hat uns die Deutsche Forschungsgemeinschaft noch einmal zusätzliche Ausbaumittel zur Verfügung gestellt, über deren Umfang und Zweckbestimmung wir in dieser Zeitschrift fortlaufend berichten.

Die Augsburger Antwort auf die Frage nach Ursprung und Entstehungsbedingungen der europäischen Wissensgesellschaft wird in den nächsten Jahren einer dafür besonders aufnahmebereiten Öffentlichkeit gegeben werden können.

*Johannes Burkhardt*



## **Grenzziehungen. Reguläre und irreguläre Arbeit im städtischen Handwerk der Frühen Neuzeit**

*Thomas Buchner*

### **1. Einleitung**

Ein zentrales Charakteristikum des europäischen Handwerks der frühen Neuzeit war die fragile und beständig neu verhandelte Grenze zwischen erlaubter und nicht erlaubter, regulärer und irregulärer Erwerbsarbeit. Die „befugte“, also die legale und formal selbständige Ausübung eines Handwerks ist auf den ersten Blick vergleichsweise deutlich durch den Status eines Handwerksmeisters repräsentiert, der im Rahmen einer zünftigen Ausbildung sozialisiert und durch die Erfüllung und Akzeptanz regional unterschiedlicher und zum Teil zunftspezifischer Bedingungen Mitglied einer Zunft geworden war. Das Bild des „unbefugten“ Professionisten hingegen erscheint selbst bei oberflächlicher Betrachtung deutlich heterogener, als einigendes Band kann einzig der nicht legale Status seiner Gewerbeausübung angeführt werden. Teile des legalen Sektors klagten – soweit sich dies aus der Handwerksgeschichte erkennen lässt – während der gesamten Neuzeit immer wieder über die Konkurrenz aus den Reihen der „unbefugten“ Professionisten, forderten die jeweiligen Obrigkeiten dazu auf, Maßnahmen gegen die illegale Gewerbeausübung zu ergreifen und schritten zuweilen selbst zur Tat, um der unliebsamen Konkurrenz durch Visitationen oder Razzien Herr zu werden.

Was hier zunächst als reines Problem des Gewerberechtes erscheint, erweist sich im Lichte jener Quellen, die einen Blick auf die Ebene alltäglicher Praktiken im Handwerk erlauben, als überaus komplexes Feld von Grenzziehungen, Ein- und Ausschlussmechanismen, das, ungeachtet mancher handwerksspezifischer Züge, zentrale Aspekte frühneuzeitlicher Gesellschaften insgesamt wie auch Traditionen aktueller Diskussionen über Erwerbsarbeit deutlich macht.

Am besten, wenn auch nach wie vor noch kaum systematisch erforscht ist das Verhältnis von „regular“ und „irregular economy“<sup>1</sup> im Handwerk der frühen

---

<sup>1</sup> Der Begriff der „irregular economy“ wird hier im Sinne des Ökonomen Bruno Dallago verstanden, der darunter Phänomene oder Handlungen mit ökonomischer Zielsetzung versteht, deren Gemeinsamkeit darin besteht, geltende Regeln (Gesetze, Regelungen, Verträge, Vereinbarungen) „that apply to a particular context“ zu umgehen. Im Gegensatz zur „criminal economy“ aber werden durch Umgehung von Regeln Ziele angestrebt, die durchaus erlaubt sind. Dallago unterscheidet also – wenn er sich auch der

Neuzeit, was insbesondere darauf zurückzuführen ist, dass sich die Zunft- bzw. Handwerksgeschichte seit dem 19. Jahrhundert stets an zentraler Stelle mit der Frage beschäftigte, auf welche Ursachen der postulierte „Niedergang“ der Zünfte zurückzuführen sei. „Störer“, „Bönnhasen“, „Pfuscher“ und „Stümppler“, wie die „unbefugten“ Professionisten in den zeitgenössischen Quellen genannt wurden, firmierten in der älteren Literatur im wesentlichen als Krisen- und Verfallssymptom des Zunfthandwerks.<sup>2</sup> Insbesondere nach dem Mittelalter wären – so der Tenor einschlägiger Darstellungen – aufgrund verschlechterter wirtschaftlicher Rahmenbedingungen und demographischer Ursachen<sup>3</sup> Schließungstendenzen in den Zünften zu bemerken gewesen.<sup>4</sup> Diese Entwicklung hätte dazu geführt, dass

---

fließenden Übergänge und vielfältigen Verbindungslinien bewusst ist – zwischen einer „regulär“, einer „criminal“, einer „informal“ („irregular activity for self-consumption“ bzw. für nahe Angehörige oder Freunde) und einer „irregulär“ economy. Bruno Dal-lago: *The Irregual Economy. The 'Underground' Economy and the 'Black' Labour Market*, Aldershot 1990, zur Definition vgl. v. a. S. XVIII f.

<sup>2</sup> Zu den Traditionen der Erforschung irregulärer Arbeit im Handwerk vgl. Philip R. Hoffmann: *Winkelarbeiter, Nahrungsdiebe und rechte Amtsmeister. Die ‚Bönnhaserei‘ als Forschungsproblem der vorindustriellen Gewerbe-geschichte und deren Bedeutung für das frühneuzeitliche Handwerk am Beispiel Lübecks*, in: Mark Häberlein, Christof Jeggle (Hg.), *Vorindustrielles Gewerbe. Handwerkliche Produktion und Arbeitsbeziehungen in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Konstanz 2004, S. 183-210, hier v. a. S. 185ff. Vgl. allgemein zu den Traditionen der Forschung mit weiterführenden Hinweisen Josef Ehmer: *Traditionelles Denken und neue Fragestellungen zur Geschichte von Handwerk und Zunft*, in: Friedrich Lenger (Hg.): *Handwerk, Hausindustrie und die historische Schule der Nationalökonomie. Wissenschafts- und gewerbe-geschichtliche Perspektiven*, Bielefeld 1998, S. 19-77, v. a. S. 19-35, zu Störern insbesondere im österreichischen Kontext vgl. S. 65-73.

<sup>3</sup> Gerhard Mackenroth etwa, einflussreicher deutscher Bevölkerungswissenschaftler, sah in der Zunftverfassung eine Garantin für das Funktionieren der vorindustriellen Bevölkerungsweise, die – verkürzt formuliert – Stabilität dadurch erzielte, dass ein Teil der Bevölkerung „generativ sterilisiert“ wurde, während sie den Inhabern von Vollstellen, Handwerksmeistern etwa, die Familiengründung erlaubte. Das verstärkte Auftreten von Störern, die der „Zunftverfassung“ nicht unterlagen, musste somit im Sinne der Ausführungen Mackenroths, wenn er selbst auch nicht auf diesen Punkt einging, als Symptom einer Störung interpretiert werden. Vgl. Gerhard Mackenroth: *Bevölkerungslehre. Theorie, Soziologie und Statistik der Bevölkerung*, Berlin, Göttingen, Heidelberg 1953, S. 431f., Zitat S. 431.

<sup>4</sup> Knut Schulz zufolge tauchen die erwähnten Bezeichnungen wie ‚Bönnhase‘, ‚Pfuscher‘ und ‚Stümppler‘ im deutschen Sprachraum in einem zunftspezifischen Sinne erst ab der Mitte des 16. Jahrhunderts auf. Inwieweit damit jedoch eine „Bevölkerungspolitik“, wie Schulz dies beispielsweise für Basel darstellt, in Zusammenhang steht, bedarf noch weiterer Forschungen. Vgl. Knut Schulz, *Störer, Stümppler, Bönnhasen und ‚Fremde‘. Wandel und Konsequenzen der städtischen Bevölkerungs- und Gewerbe-politik seit der Mitte des 16. Jahrhunderts*, in: Helmut Jäger, u.a. (Hg.): *Civitatium Communitas. Studien zum europäischen Städtewesen. Festschrift Heinz Stoob zum 65. Geburtstag*, Teil 2, Köln, Wien 1984, S. 683-705, hier v. a. S. 685ff.

zahlreichen Gesellen, insbesondere jenen, die keine Meistersöhne waren, der Schritt in die legale Selbständigkeit verwehrt worden wäre, was – mehr oder minder zwangsläufig – zu einer Ausdehnung des illegalen Sektors geführt habe. Je weiter dieser Prozess voranschritt, desto exklusiver wären die Zünfte und desto größer die Schar jener geworden, die außerhalb dieser Organisationen illegal ein Handwerk trieben. Die Jagd auf Störer, die Konfiszierung ihrer Waren und Werkzeuge wäre demnach charakteristisches Sittenbild der Zünfte in der Verfallszeit, die „in blindem Hasse und aus Brotneid“<sup>5</sup>, wie Eduard Otto dies in seiner klassischen Arbeit zum Handwerk festhielt, den von ihnen selbst produzierten Außen-seitern nachsetzten.

Störer bzw. ihr verstärktes Auftreten bildeten demnach ein Symptom des Niedergangs der Zünfte und charakterisierten spiegelbildlich jene negativen Attribute, die man den Handwerkervereinigungen nach ihrer vermeintlichen Blüte im Mittelalter in steigendem Maße zuschrieb: zunehmende soziale Exklusivität, geringer werdende Toleranz gegenüber technischen Innovationen und Machismo in dem Sinne, als es Frauen kaum mehr möglich war, Mitglieder einer Zunft zu werden.<sup>6</sup> Waren Störer nun Symptom dieses Verfallsprozesses und waren Zünfte in ihrer „Blütezeit“ des Hoch- und Spätmittelalters ein Hort der „Gemeinschaft“ und der „Genügsamkeit“, so bildeten die „Unbefugten“ folgerichtig auch einen Mosaikstein bei der postulierten Entstehung marktförmig organisierter Sozialbeziehungen und damit des „modernen Kapitalismus“, was – so die traditionelle Annahme – notwendig zu einer „Auflösung“ zünftiger Strukturen geführt haben musste.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Eduard Otto: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung, 4. Aufl. Leipzig, Berlin 1913 (ND Augsburg 2003), S. 109.

<sup>6</sup> So gab es vereinzelt in westeuropäischen Städten – etwa in Paris oder niederländischen Städten wie etwa Amsterdam – durchaus Zünfte, die ausschließlich aus Frauen bestanden oder eine gemischtgeschlechtliche Mitgliedschaft aufwiesen. Vgl. zu Paris Judith G. Coffin: Gender and the Guild Order: The Garment Trades in Eighteenth-Century Paris, in: Journal of Economic History 54 (1994), S. 768-793; zu den Niederlanden vgl. zusammenfassend Bibi Panhuysen: Maatwerk. Kleermakers, naaisters, oudkleerkopers en de gilden (1500-1800), Amsterdam 2000, v. a. S. 177-238. Grundsätzlich wurde es aber für Frauen im Verlauf der Frühen Neuzeit schwerer, vollberechtigtes Mitglied einer Zunft zu werden, was jedoch nur bedingt etwas über die ökonomische Rolle von Frauen im Handwerk zu sagen hat. Vgl. etwa zu Augsburg Christine Werkstetter: Frauen im Augsburger Zunft Handwerk. Arbeit, Arbeitsbeziehungen und Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert, Berlin 2001, zu Wien Annemarie Steidl: Die Entwicklung der Wiener Seidenverarbeitung und der Anteil weiblicher Arbeitskräfte im 18. und 19. Jahrhundert, in: Günther Hödl, Fritz Mayrhofer, Ferdinand Opll (Hg.): Frauen in der Stadt, Linz 2003, S.151-181, allgemein Katharina Simon-Muscheid (Hg.): „Was nützt die Schusterin dem Schmied?“ Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung, Frankfurt/New York 1998.

<sup>7</sup> Für Werner Sombart etwa, dem Autor des einflussreichen ‚Der moderne Kapitalismus‘ stand fest, dass das Eindringen des „Erwerbsprinzips“ in die „Reihen der Handwerker“

Wenn auch die ältere Forschung zu Recht voraussetzte, dass Störer nur in Verbindung zum und im Wechselspiel mit dem Zunft Handwerk zu sehen waren und damit nicht von getrennten Welten ausging, sind zahlreiche der skizzierten Kernaussagen mittlerweile obsolet. Das Bild eines existentiellen Antagonismus zwischen regulärer und irregulärer Arbeit im Handwerk wird seit einigen Jahren in zunehmendem Maße revidiert.<sup>8</sup> Beziehungen zwischen Störern und Zunft Handwerkern werden nicht mehr nur ausschließlich als elementare Konflikte gedeutet, „unbefugte“ Professionisten gelten nicht mehr per se als Symptom eines in Auflösung begriffenen gemeinschaftlichen Zunftideals, denen „eigennützig“ Meister den Garaus machen wollten. Bevor jedoch auf Grenzziehungen zwischen und damit die Konstruktion von erlaubter und nicht erlaubter Arbeit eingegangen wird, sollen zunächst einige grundsätzliche Aspekte „unbefugter“ Arbeit im Handwerk skizziert werden. Der regionale Fokus des zugrunde gelegten Materials ist Wien, wobei versucht werden soll, darüber hinaus reichende Aussagen zu treffen.

## 2. Der irreguläre Sektor im frühneuzeitlichen Handwerk

Das größte Problem bei der Einschätzung des irregulären Sektors im frühneuzeitlichen Handwerk ist die faktische Unmöglichkeit, seine quantitative Bedeutung auch nur annähernd einzuschätzen. Wenn die Zunftvertreter der Wiener Kleidermacher in einer Supplikation im März 1700 an den Stadtrat klagten, es gäbe „nunmehr vast khein Hauß: oder Winckhl alwo nicht Störer sich aufhalten“,<sup>9</sup> so war dies zwar einerseits eine der üblichen Übertreibungen, entbehrte aber andererseits auch nicht eines Körnchens Wahrheit, denn für die Residenzstadt des habsburgischen Reiches lassen sich aufgrund einzelner zeitgenössischer Erhebungen bzw. Schätzungen die Dimensionen der Gewerbestörerei zumindest ungefähr umreißen. Der Kameralist Johann Joachim Becher etwa kam in einer Schätzung aus dem Jahre 1673, ebenso wie eine Gewerbeerhebung aus dem Jahre 1736, zu

---

in der Frühen Neuzeit notwendig zu einer „Entartung des Zunftwesens“ geführt habe, was sich in einem Missbrauch der „alten Ordnung“ manifestierte, wozu für Sombart zählte: „Abschließungstendenz, Erschwerung der Aufnahme, Streben nach Erblichkeit, Verlängerung der Lehr- und Gesellenzeit, Jagd auf Bönhasen, Kompetenzstreitigkeiten usw. usw.“. Werner Sombart: *Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*, Bd. 2, 2. Hbbd., München, Leipzig 1928 (ND der 2. Aufl. 1916), S. 691. Zu Sombarts Überlegungen, deren Einfluss auf und Tragfähigkeit für die Handwerks-geschichte vgl. die Beiträge in: Robert Brandt, Thomas Buchner (Hg.): *Nahrung, Markt oder Gemeinnutz. Werner Sombart und das vorindustrielle Handwerk*, Bielefeld 2004.

<sup>8</sup> Vgl. im Überblick Ehmer, *Traditionelles Denken* (Anm. 2), S. 65-73; Hoffmann, *Winkelarbeiter* (Anm. 2).

<sup>9</sup> WStLA (=Wiener Stadt- und Landesarchiv) Alte Registratur 54/1700.

dem Schluss, dass nur rund jeder Dritte, der in Wien ein Handwerk selbständig ausübte, auch bürgerlicher Meister war.<sup>10</sup> Neben anderen gewerberechtlchen Möglichkeiten, legal seinem Handwerk nachzugehen, waren es nicht zuletzt Störer, die den Bedarf der Metropole deckten und innerhalb des städtischen Handwerks eine beachtliche Kraft darstellten.

Allerdings waren in Wien die Voraussetzungen für eine „unbefugte“ Gewerbeausübung auch relativ günstig: Weder konnte der Bedarf der Metropole durch den zünftig kontrollierten Sektor des Handwerks befriedigt werden, noch begünstigte die Einwohnerzahl, ebenso wie die rasche Fluktuation handwerklich ausgebildeter Menschen eine umfassende Kontrolle.<sup>11</sup> Eine zusätzliche Schwierigkeit bildeten die rechtlichen und geographischen Grauzonen der Stadt: Außerhalb der „inneren Stadt“ hatten sich Vorstädte und Vororte gebildet, die einerseits von zahlreichen Handwerkern bevölkert waren, andererseits aber wiederum gewerberechtlich vielfach nicht der Kontrolle des Stadtrats unterlagen, was wiederum die Möglichkeiten von Zunftmeistern beschnitt, gegen diese Konkurrenz einzuschreiten.

Grundsätzlich lassen sich in anderen Großstädten durchaus Parallelen zur Wiener Situation ziehen, wenn wir auch über die jeweiligen Größenordnungen nicht informiert sind: Berliner Zunftmeister etwa sahen sich ähnlich wie ihre Wiener Pendants der Konkurrenz nicht nur durch privilegierte Hofhandwerker, sondern auch durch Soldaten der örtlichen Garnison gegenüber, die ihren Sold durch Schneider- und Schusterarbeiten aufbesserten.<sup>12</sup> In Paris wiederum war die Gewerbestörerei wie in Wien durch die Existenz von Vorstädten und gewerberechtlchen Grauzonen erleichtert.<sup>13</sup> Nichtsdestotrotz wäre es voreilig, die durch Gewerbehebungen vergleichsweise gut erkennbaren Wiener Verhältnisse auf andere

---

<sup>10</sup> Vgl. Viktor Thiel: *Gewerbe und Industrie*, in: *Geschichte der Stadt Wien*, hg. Altertumsverein zu Wien, Bd. 4, Wien 1911, S. 411-523, hier v. a. S. 430ff; Josef Ehmer: *Zünfte in Österreich in der frühen Neuzeit*, in: Heinz-Gerhard Haupt (Hg.): *Das Ende der Zünfte. Ein europäischer Vergleich*, Göttingen 2002, S. 87-126, hier v. a. S. 95-100.

<sup>11</sup> Zur Migrationsgeschichte des Wiener Handwerks vgl. Annemarie Steidl: *Auf nach Wien! Die Mobilität des mitteleuropäischen Handwerks im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der Haupt- und Residenzstadt*, Wien/München 2003; Josef Ehmer: *Worlds of Mobility. Migration Patterns of Viennese Artisans in the 18th Century*, in: Geoffrey Crossick (Hg.): *The Artisan and the European Town, 1500-1900*, Aldershot 1997, S. 172-199.

<sup>12</sup> Vgl. Helga Schultz: *Das ehrbare Handwerk. Zunftleben im alten Berlin zur Zeit des Absolutismus*, Weimar 1993, S. 18ff. Zur Wiener „Stadtguardia“ und ihrer unbefugten Handwerksausübung vgl. Alois Veltzé: *Die Wiener Stadtguardia*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 6 (1901)*, S. 530-546.

<sup>13</sup> Vgl. Steven L. Kaplan, *Guilds, 'False Workers' and the Faubourg Saint-Antoine*, in: James L. McClain, John M. Merriman, Ugawa Kaoru (Hg.): *Edo and Paris. Urban Life and the State in the Early Modern Era*, Ithaca, London 1994, S. 355-383.

Regionen oder auch nur andere Großstädte in Europa übertragen zu wollen.<sup>14</sup> Störerei bedeutete beispielsweise in Amsterdam, soweit sich dies aus den spärlichen Quellen erkennen lässt, etwas anderes als in Wien, unterlag anderen Bedingungen und war in teilweise anderen Sektoren anzutreffen als in der Residenzstadt.<sup>15</sup> Ähnliches muss trotz fehlender quantifizierbarer Quellen auch für Städte anderer Typs und anderer Größe, ebenso wie für das Land angenommen werden.

Abseits dieser bislang noch kaum untersuchten Unterschiede lassen sich jedoch einzelne Konfliktlinien erkennen, die für eine Reihe von Regionen konstitutiv für die Unterscheidung von „befugter“ und „unbefugter“ Arbeit im frühneuzeitlichen Handwerk war. Besondere Aufmerksamkeit sowohl seitens der Zeitgenossen als auch der Forschung erfuhr dabei das Verhältnis von Stadt und Land. Die traditionelle Annahme, Zunft Handwerk sei wesentlich Stadthandwerk, förderte die Vorstellung, „unbefugtes“ Handwerk sei vornehmlich auf dem Lande beheimatet gewesen.<sup>16</sup> Doch gerade diese These erwies sich im Lichte neuerer Arbeiten zur Proto-Industrialisierung als zu einfach, um tatsächlich den zeitgenössischen Verhältnissen gerecht werden zu können. Darin wird immer deutlicher, wie stark

---

<sup>14</sup> Robert Brandt stellt fest, dass es den „modus vivendi“ zwischen „befugten“ und „unbefugten“ Professionisten, den Josef Ehmer für Wien feststellt, in Frankfurt am Main nicht gab. Robert Brandt: Frankfurt sei doch eine ‚Freye=Reichs=Stadt, dahin jedermann zu arbeithen frey stünde‘. Das Innungshandwerk in Frankfurt am Main im 18. Jahrhundert – zwischen Nahrungssemantik und handwerklicher Marktwirtschaft, in: Brandt, Buchner, Nahrung (Anm. 7), S. 155-199, S. 193f. Zu Ehmers Einschätzung für Wien vgl. Ehmer, Traditionelles Denken (Anm. 2), S. 65, 71.

<sup>15</sup> Vgl. zu Störern in Amsterdam im Vergleich zu Wien Thomas Buchner: Möglichkeiten von Zunft. Wiener und Amsterdamer Zünfte im Vergleich (17. – 18. Jahrhundert), Wien 2004 (im Druck).

<sup>16</sup> Vgl. zu den Traditionen der Forschung Otto Gerhard Oexle: Die mittelalterliche Zunft als Forschungsproblem. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Moderne, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 118 (1982), S. 1-44; Luise Schorn-Schütte: Stadt und Staat. Zum Zusammenhang von Gegenwartsverständnis und historischer Erkenntnis in der Stadtgeschichtsschreibung der Jahrhundertwende, in: Die Alte Stadt 10 (1983), S. 228-266. Diese Annahme spiegelt sich auch in der älteren Proto-Industrialisierungsforschung wider, die davon ausgegangen war, dass gewerblich verdichtete ländliche Regionen nicht nur per se nichtzünftig strukturiert gewesen wären, sondern gerade eine Reaktion auf die (städtischen) Zünfte dargestellt hätten. Vgl. Peter Kriedte, Hans Medick, Jürgen Schlumbohm: Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1977. Neuere Arbeiten widmen dem institutionellen Rahmen der Proto-Industrialisierung stärkere Aufmerksamkeit und betonen dabei, dass verlegtes Gewerbe auf dem Land und Zunftbildung durchaus keine Widersprüche darstellen. Vgl. etwa Anke Sczesny: Zwischen Kontinuität und Wandel. Ländliches Gewerbe und ländliche Gesellschaft in Ostschwaben des 17. und 18. Jahrhunderts, Tübingen 2002; Hans Medick: Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte, Göttingen 1996.

Zünfte auch auf dem Lande etabliert waren bzw. in welchem Ausmaß der Zunftgründungsboom insbesondere des 16. und 17. Jahrhunderts auch das Land umfasste, was – etwa in Ostschwaben – auch als Reaktion darauf aufzufassen ist, dass Bestrebungen, nichtkorporierte Handwerker stärker als bislang auszugrenzen, zunahm.<sup>17</sup> Unabhängig davon waren Landmeister natürlich bemüht, Absatzmärkte auch jenseits der ihnen in den Städten üblicherweise zugestandenen Nischen – etwa im Rahmen von Jahrmärkten – zu erschließen. Diese Form der Konkurrenz unter teilweiser Umgehung geltenden Gewerberechts sollte jedoch keineswegs auf einen grundsätzlichen Konflikt von Stadt und Land um gewerberechtliche „Bannmeilen“ zurückgeführt werden. Es empfiehlt sich vielmehr, Wettbewerb und Konkurrenz als grundsätzliches Charakteristikum für das vorindustrielle Handwerk anzunehmen und demnach einzelne Formen der Konkurrenz, die möglicherweise „privilegierten“ Niederschlag in den schriftlichen Quellen gefunden haben, nicht losgelöst von anderen Formen zu betrachten.

Grundsätzlich jedoch zeigt sich, dass offensichtlich Nähe in mehrfacher Hinsicht nicht nur Konkurrenz, sondern auch die Konstruktion von Grenzen und das Vorgehen im Rahmen von Zünften förderte. Nähe nicht nur in Form von räumlicher Nähe, etwa wenn Wiener Stadtmeister gegen Handwerker in den Vorstädten klagten, sondern auch Nähe in Gestalt von angrenzenden Handwerken, deren Meister zuweilen auch Arbeiten verrichteten, die jenseits des Spielraums ihrer Gewerbebefugnisse angesiedelt waren: Steinmetze klagten über Stuckateure, Wiener Taschner supplizierten gegen Sattler, Rieme, Schneider oder Tapezierer. Klagten somit Handwerker gegen Störer, so waren damit nicht zwingend armselige Existenzen ohne *jegliche* Befugnis zur Ausübung eines Handwerks gemeint, die ihr kümmerliches Einkommen stets und vollständig in der Illegalität erwirtschafteten und somit „unter Dachböden zu Niedrigpreisen arbeiteten“,<sup>18</sup> sondern vielfach honorierte Meister angrenzender Zünfte. Zudem erwuchs den Zunft Handwerkern die „unbefugte“ Konkurrenz gewissermaßen im eigenen Haus: In den Baugewerben etwa war es üblich und über weite Strecken durchaus toleriert, dass Gesellen auf eigene Rechnung Flickarbeiten verrichteten, was sich jedoch in ökonomischen Krisenzeiten als Konkurrenz für einen zunehmend großen Anteil von Meistern entpuppen konnte und letztlich die Mobilisierung des zünftigen Instrumentariums erleichterte.<sup>19</sup> Auch einzelne Störererhebungen, die im Wien des

---

<sup>17</sup> Sczesny, *Kontinuität* (Anm. 16), S. 175.

<sup>18</sup> Schultz, *Handwerk* (Anm. 12), S. 11.

<sup>19</sup> Vgl. zu dieser „Posselarbeit“, „Flickarbeit“ oder „Beiarbeit“ Reinhold Reith: *Arbeitszeit und Arbeitslohn im städtischen Gewerbe der Frühen Neuzeit*, in: Willibald Katzinger (Hg.): *Zeitbegriff. Zeitmessung und Zeitverständnis im städtischen Kontext*, Linz 2002, S. 39-63, hier S. 48-50; für Augsburg ders.: *Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte Augsburger Handwerksgehlen im 18. Jahrhundert (1700-1806)*, Göttingen 1988, S. 208f.; für Nürnberg Peter Fleischmann: *Das Bau-*

18. Jahrhunderts durchgeführt wurden, zeigen deutlich, dass das Gros der Störer bei den Goldschmieden und den Schneidern Gesellen waren, die somit in Form der Lehre eine zünftige Sozialisation erfahren hatten und zumindest fallweise bei Meistern regulär beschäftigt waren.<sup>20</sup> Dies bestätigt noch einmal, wie schmal der Grat war, der reguläre von irregulärer Arbeit trennte.

Es waren jedoch nicht alle Handwerke gleich „anfällig“ für einen relevanten Anteil an Gewerbestörerei. Unabdingbare Voraussetzung für die Ausübung eines Handwerks, sei es nun auf legale Weise oder nicht, ist ein Mindestmaß an Qualifikation. Hierbei zeigt sich, wie bereits angedeutet, dass Zünfte in der Regel selbst ihre eigenen Störer ausbildeten, entweder in Form einer formellen Lehre oder – wie dies vielfach bei Frauen zu erkennen war – indem diese in der Werkstatt des Vaters, Ehegatten, Bruders oder Sohnes arbeiteten und so die erforderlichen Voraussetzungen erwarben. Der Zugang zu nötigen Qualifikationen konnte für Störer darüber hinaus in jenen Bereichen gegeben sein, in denen die fachliche Ausbildung nicht im Rahmen von Zünften monopolisiert war. Bei den Schneidern etwa, wo beide Konstellationen anzutreffen waren, lässt sich ein überdurchschnittlich hohes Maß an Gewerbestörerei vermuten und insbesondere ein hoher Frauenanteil unter den „Unbefugten“ erkennen. Es wäre somit verfehlt, Störerei auf ein geringes Maß an Qualifikation, das für die Ausübung eines Handwerks vonnöten ist, zurückzuführen. Treffender wäre es, von den unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu den einschlägigen Fingerfertigkeiten und Kniffen des Faches zu sprechen.

Neben der erforderlichen Qualifikation wird immer wieder auf die Höhe des Kapitalaufwandes als Gradmesser für die irreguläre Arbeit im Handwerk verwiesen. Doch nicht nur für den nach wie vor unterschätzten Reparatursektor<sup>21</sup> erweist sich diese scheinbar fixe Größe als relativ: Werkzeug und Rohstoffe, gegebenenfalls auch Räumlichkeiten mussten nicht zwingend vom Störer erworben werden, sondern wurden vielfach in Form von Verlagsverhältnissen vom Auftraggeber, der selbst wiederum oftmals Zunftmeister war, zur Verfügung gestellt. Kapital

---

handwerk in Nürnberg vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, Nürnberg 1985, S. 238f.; für Wien vgl. Buchner, Möglichkeiten (Anm. 15), Kap. 4.3.

<sup>20</sup> Zu den Goldschmieden vgl. Thomas Buchner: Störer, Schutzdekretisten, Meister. Zünftige und nichtzünftige Arbeit im Wien des 18. Jahrhunderts, in: Wiener Geschichtsblätter 56 (2001), S. 113-131; zu den Schneidern vgl. Margit Altfahrt: „Den Professionisten ist wider ihre Störer alle Assistenz zu leisten“. Unbefugte Schneider im Wien des späten 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 52/53 (1996/97), S. 9-32.

<sup>21</sup> Vgl. zu diesem schwer fassbaren Bereich Reinhold Reith: Recycling in spätem Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Frühneuzeit-Info 14 (2003), S. 47-65; ders.: Reparieren – ein Thema der Technikgeschichte?, in: ders., Dorothea Schmidt (Hg.): Kleine Betriebe – angepasste Technologie? Hoffnungen, Erfahrungen und Ernüchterungen aus sozial- und technikhistorischer Sicht, Münster 2002, S. 139-161.

war somit zwar nötig, doch scheint eher soziales als materielles Kapital für die Ausübung eines Handwerks unabdingbar gewesen zu sein.

Neben dem Produktions- oder Dienstleistungssektor trifft dies insbesondere auch für den Vertrieb von Waren zu, der den vielleicht größten Anteil am „unbefugten“ Bereich einnahm. Vielfach waren es zunächst Hausierer(innen) und Altwarenhändler(innen), an denen eine Grenzüberschreitung festgemacht wurde. Ihre Rolle beschränkte sich jedoch nicht darauf, Waren zu vertreiben. Die zahlreichen Klagen etwa gegen Altkleiderhändler, deren Sortiment auch – wie etwa Harald Deceulaer für die südlichen Niederlande anschaulich zeigt – neue Ware beinhaltete und teilweise von Schneidern auf Bestellung gefertigt worden war oder aus nicht abgeholter Kleidung bestand, führt noch einmal deutlich vor Augen, wie stark der irreguläre von den Risiken und Strukturen des regulären Sektors abhing und dass dabei Konkurrenz und Konflikt nicht immer im Vordergrund standen.<sup>22</sup> Damit wird jedoch auch deutlich, dass die „Unbefugten“ vielfach nicht unabhängig oder auf sich allein gestellt agierten, sondern häufig in engen, stark hierarchisierten, aber durchaus nicht starren Beziehungen zu Zunftmeistern oder anderen Akteuren der frühneuzeitlichen Wirtschaft standen.<sup>23</sup> Störer arbeiteten für Meister oder auch umgekehrt, traten fallweise wieder legal als Gesellen in Werkstätten ein und verdingten sich nach Tagen, Wochen oder Monaten der „legalen“ Existenz wieder auf „unbefugte“ Art und Weise. Hier wird jedoch wiederum eine Form geschlechtsspezifischer Hierarchien im Handwerk deutlich: Frauen war dieses Changieren zwischen regulärer und irregulärer Erwerbsarbeit im Handwerk in dieser Form zumeist verwehrt, wie sich auch der Eindruck einer frühneuzeitlichen postmodernen Arbeitswelt auf anderer Ebene aufdrängt: Als Störer zu arbeiten war, abstrahiert man die Ergebnisse einzelner Wiener Gewerbeerhebungen, keineswegs ein selbst gewählter Weg in die Freiheit, sondern vielfach prekäre Notlösung. Das Gros der Störer bei den Wiener Goldschmieden bestand aus verheirateten Gesellen, die aufgrund der saisonalen Schwankungen der Erwerbslage, des in der Regel auf ledige Männer abgestimmten Lohns, sowie ob ihrer eingeschränkten räumlichen Mobilität keinen hinreichenden Ertrag lukrieren konnten – ganz davon abgesehen, dass die in Mitteleuropa in den meisten Gewerben gewöhnlich ledigen

---

<sup>22</sup> Vgl. Harald Deceulaer: *Pret à porter, gender en gezondheid. De veelvuldige betekenis van huiszoekingen bij kleermakers en oudkleerkopers in het laat 16de-eeuwse Antwerpen*, in: Catharina Lis, Hugo Soly (Hg.): *Werelden van verschil. Ambachtsgilden in de Lage Landen, Brüssel 1997*, S. 99-126; ders., *Guildsmen, Entrepreneurs and Market-segments. The Case of the Garment Trades in Antwerp and Ghent (sixteenth to eighteenth centuries)*, in: *International Review of Social History* 43 (1998), S.1-29. Zum Kontext des Bekleidungssektors in den südlichen Niederlanden vgl. ders.: *Pluriforme partonen en een verschillende snit. Sociaal-economisch, institutionele en culturele transformaties in de kledingsector in Antwerpen, Brussel en Gent, ca 1585 – ca 1800*, Amsterdam 2001.

<sup>23</sup> Vgl. für die Wiener Goldschmiede Buchner, Störer (Anm. 20), S. 125ff.

Gesellen verheiratete Kollegen vielfach benachteiligten.<sup>24</sup> In zahlreichen Fällen ist Störerei ein Symptom für die Benachteiligung älterer Gesellen auf den handwerklichen Arbeitsmärkten, oder auch dafür, dass die Folgen von Krankheiten oder Verletzungen zu einem faktischen Ausschluss aus der erlernten Profession führten.<sup>25</sup>

Sich nicht oder nur fallweise auf legale Art und Weise im Handwerk zu verdingen, ist demnach vor einem Bündel von Hintergründen zu sehen, das von der stillen Ausdehnung der eigenen Gewerbebefugnis bis hin zu purer Notwendigkeit und dem Fehlen von Alternativen aufgrund der Risiken handwerklicher Arbeitsmärkte reicht. Schließungstendenzen von Zünften, wie in der älteren Forschung postuliert wurde, stellten dabei nur eine von vielen möglichen Ursachen dar.

### 3. Grenzziehungen

Den Großteil dessen, was wir über das Verhältnis von regulärer und irregulärer Arbeit im städtischen Handwerk der Frühen Neuzeit wissen, verdanken wir neben normativen Quellen insbesondere Bittschriften, die Zunfthandwerker an Obrigkeiten richteten, um entweder auf allgemeiner Ebene über die Folgen von Gewerbestörerei zu klagen oder konkret einzelne Professionisten anzuzeigen. Dabei begnügten sie sich in der Regel nicht mit der Feststellung eines Missstandes, sondern entwickelten teils sehr ausführliche Argumentationslinien und Überlegungen, die sich in einer Konstruktion von Zusammenhängen und Zuschreibungen manifestierten. Diese Zuschreibungen, die Verbindungslinien zwischen erlaubter bzw. unerlaubter Arbeit und im folgenden zu skizzierenden Inhalten zeichneten, unterlagen einerseits Wandlungen und Konjunkturen, wiesen andererseits aber während der gesamten Frühen Neuzeit eine zum Teil bemerkenswerte Stabilität auf.

So vielfältig die Erscheinungsformen und Hintergründe von „unbefugter“ Arbeit im Handwerk und ihrer Beziehungen zum „befugten“ Sektor auch waren, so einfach und gleichzeitig doch vielfältig war dieses Bild, das in Supplikationen von den Störern gezeichnet wurde. Zwar waren die Zuschreibungen, mit denen Zunft- handwerker „unbefugte“ Professionisten zu diffamieren suchten, durchaus nicht monoton, sondern – zumindest im deutschsprachigen Raum – außerordentlich

---

<sup>24</sup> Vgl. Josef Ehmer: „Weiberknechte“ versus ledige Gesellen. Heirat und Familiengründung im mitteleuropäischen Handwerk, in: ders.: Soziale Traditionen in Zeiten des Wandels. Arbeiter und Handwerker im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main, New York 1994, S. 24-51, hier v. a. S. 24ff.

<sup>25</sup> Vgl. Reinhold Reith: Altersprobleme und Alterssicherung im Handwerk der frühen Neuzeit, in: Gerd Göckenjan (Hg.): Recht auf ein gesichertes Alter? Studien zur Geschichte der Alterssicherung in der Frühzeit der Sozialpolitik, Augsburg 1990, S. 14-34, hier S. 16-21.

facettenreich,<sup>26</sup> doch schien die Konstruktion von erlaubter und nicht erlaubter Arbeit im Kontext dieser Quellen stets einer polaren Gegenüberstellung von Ordnung und Unordnung, Eigenem und Fremdem zu gehorchen. Regionale Spezifika, die wiederum teils durch gewerbespezifische Verhältnisse gebrochen wurden, sind dabei ebenso zu beobachten wie erstaunliche Übereinstimmungen in kulturell höchst unterschiedlich gestalteten Regionen.

Zu diesen bemerkenswerten Übereinstimmungen zählen Polarisierungen, die auf der Unterscheidung von Bürgern und Fremden beruhen.<sup>27</sup> Zunfthandwerker betonten ihren Status als Bürger in Wien ebenso wie in Lübeck,<sup>28</sup> in Frankfurt am Main<sup>29</sup> ebenso wie in den niederländischen Städten,<sup>30</sup> während jene, die „unbefugt“ Waren erzeugten oder vertrieben, gemeinhin als Fremde konstruiert wurden.

Die Konstruktion von „Bürger“ und „Fremder“ fußte auf der realen rechtlichen Unterscheidung von Personen, die das Bürgerrecht einer Stadt besaßen und damit im Einflussbereich des jeweiligen Gemeinwesens Rechte genossen und Pflichten unterworfen waren, sowie Fremden, auf die sich der Rechtstitel der betreffenden Stadt nicht bezog.<sup>31</sup> In gewissen Bereichen spielte der Bürgerstatus eine zentrale Rolle; so war es für Meisterrechtsbewerber unabdingbar, das Bürgerrecht der jeweiligen Stadt zu erwerben. Dichotomische Konstruktionen, die sich auf das Begriffspaar „Fremder“ – „Bürger“ stützten, verfügten demnach über einen gewichtigen Hintergrund, wiewohl in den Supplikationen von Zunfthandwerkern vielfach relevante Umdeutungen zu erkennen sind. Wurde jemand im rechtlichen Sinne als „fremd“ verstanden, war damit noch nichts über seine Herkunft oder den Grad seiner Bekanntheit oder Integration im jeweiligen Gemeinwesen gesagt.

Der Aufbau einschlägiger Argumentationslinien zielte in der Regel auf die Konstruktion eines reziproken Verhältnisses zwischen (Zunft-)Handwerkern und (städtischer) Gemeinde, repräsentiert durch die jeweilige Obrigkeit: Wer wie die

<sup>26</sup> Im Gegensatz beispielsweise zu Amsterdam, wo die offiziell im Namen der Zunft entstandenen und somit von den Zunftvertretern kontrollierten Supplikationen in ihrer Wortwahl deutlich nüchterner als jene im deutschsprachigen Zentraleuropa sind. Vgl. Buchner, Möglichkeiten (Anm. 15).

<sup>27</sup> Zu Fremdeheitszuschreibungen im Kontext des frühneuzeitlichen Handwerks am Beispiel Wiens vgl. Thomas Buchner, Josef Ehmer: „Fremde“, „Welsche“, „Ausländer“ versus „drei Diener“. Überlegungen zu Fremdheit im zünftischen Handwerk, in: Ingrid Bauer, Josef Ehmer, Sylvia Hahn (Hg.): *Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden*, Klagenfurt, Celovec 2002, S. 23-35.

<sup>28</sup> Hoffmann, Winkelarbeiter (Anm. 2).

<sup>29</sup> Brandt, Frankfurt (Anm. 14).

<sup>30</sup> Maarten Prak: *Individual, corporation and society. The rhetoric of Dutch guilds (18<sup>th</sup> c.)*, in: Marc Boone, Maarten Prak (Hg.): *Individual, corporate and judicial status in European Cities (late middle ages and early modern period)*, Leuven, Apeldoorn 1996, S. 255-279.

<sup>31</sup> In vielen Städten existierten auch rechtliche Zwischenstufen, etwa jene des Inwohners, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

Meister Steuern bezahlte oder, wie die Wiener Goldschmiede wenige Jahre nach der Belagerung der Stadt durch ein osmanisches Heer im Jahre 1683 formulierten, dem „Ertzhauß Österreich (...) lenger als 300 Jahr dreieste Dienner gewesen“ sei und dies auch künftig sein werde, „so lang als ein blueds drobfen in uns sein wird“,<sup>32</sup> durfte, so der Umkehrschluss, auch erwarten, für diese treuen Dienste an der Gemeinde durch entsprechenden Schutz vor unlauterem Wettbewerb hinreichend honoriert zu werden.<sup>33</sup>

Bemerkenswert an dieser Konstruktion ist nicht, wie die ältere Forschung vielfach irrig vermutet hatte, die Abbildung einer gemeinschaftlichen Haltung nach innen und eine grundsätzliche Wettbewerbsfeindlichkeit nach außen,<sup>34</sup> sondern vielmehr, dass sie einerseits Homogenität sowohl „der Bürger“ als auch „der Fremden“ suggerierte, gleichwohl aber offen genug war, um andere Inhalte aufnehmen zu können.

Während die rechtliche Unterscheidung von Bürgern und Fremden blind gegenüber Fragen der tatsächlichen Herkunft oder der Dauer der Ansässigkeit war, finden sich in Supplikationen aus den Reihen des Zunfthandwerks doch immer wieder Zuschreibungen, die einerseits den „Fremden“ als vagierend, unstet und – darauf aufbauend – als potentiell kriminell konstruierten, während andererseits

---

<sup>32</sup> WStLA Innungen Nr. 79 (Goldschmiede) B 2, fol. 5b.

<sup>33</sup> Insbesondere in der älteren Forschung wurde Rhetorik und Realität miteinander insofern vermenget, als für das vorindustrielle Handwerk von einer tatsächlichen Reziprozität im Sinne eines stillschweigenden Vertrages ausgegangen wurde: das Handwerk lieferte qualitativ hochwertige Waren zu einem angemessenen Preis, bezahlte Steuern und erfüllte andere Bürgerpflichten, wofür es Schutz vor Konkurrenz von „außen“ zu erwarten hatte. Insbesondere in ständischen Ideologien und dem Nationalsozialismus sind einschlägige Tendenzen in der Bewertung zu erkennen. Vgl. Thomas Buchner: Überlegungen zur Rezeption von Nahrung in der handwerksgeschichtlichen Forschung seit dem Nationalsozialismus, in: Brandt, Buchner, Nahrung (Anm. 7), S.67-94, S. 73f; Wolfgang Foit: Identitätskonstruktion des deutschen Handwerks. Perspektiven einer historischen Mittelstandsforschung, St. Katharinen 2003, S. 315.

<sup>34</sup> Bereits Zedlers ‚Universal-Lexikon‘ verstand unter „Nahrungs=Störerey“ bzw. „Pfussherey“ nur, dass jene, „welche deshalb weder ins besondere privilegirt, noch sonst dergleichen zu thun berechtiget sind, andern gleichwohl eigenmächtiger Weise in ihrem Gewerbe und Handthierung Eingriff thun, und ihnen also widerrechtlich die Nahrung abschneiden“. Dies bedeutet, dass es neben dem widerrechtlichen Abschneiden der Nahrung bzw. dem widerrechtlichen „Eingriff“ in „Gewerbe und Handthierung“ anderer, auch Konstellationen geben musste, innerhalb derer die Praktiken des „Eingriffs“ und des „Abschneidens“ gestattet waren. Johann Heinrich Zedler, Grosses vollständiges Universal-Lexikon, Bd. 23, ND der Ausgabe Leipzig, Halle 1740, Sp. 547. Desgleichen ist es, nur weil Supplikationen vielfach offiziell im Namen aller Zunftmitglieder entstanden sind, irrig anzunehmen, von einem Kollektivsubjekt Zunft auszugehen, so etwa Rainald Ennen: Zünfte und Wettbewerb. Möglichkeiten und Grenzen zünftlerischer Wettbewerbsbeschränkungen im städtischen Handel und Gewerbe des Spätmittelalters, Köln, Wien 1971.

dem „Bürger“ Bedeutungsinhalte von Stabilität, Zuordenbarkeit und damit Berechenbarkeit zugewiesen wurden. Mehrere Bedeutungsebenen von Fremdheit überschritten sich demnach und unterstrichen damit eine an sich rechtliche Unterscheidung auch auf kultureller Ebene. Wie wenig diese Zuschreibungen mit zeitgenössischen Realitäten zu tun hatten, liegt auf der Hand, stellte doch räumliche Mobilität für zahlreiche Handwerker eine Grunderfahrung dar und endete auch nicht mit der Erlangung der Meisterwürde. Von größerer Bedeutung in diesem Zusammenhang ist jedoch, dass diese Unterscheidung vielfach sehr weit reichende Konnotationen begünstigte. Das konstruierte reziproke Verhältnis von Handwerkern und Gemeinwesen bzw. Obrigkeit legte es nahe, in jenen, die das Handwerk schädigten, auch jene zu sehen, die das Gemeinwesen schädigten, was in zahlreichen Klagen immer wieder auf sehr elementarer Ebene ausgedrückt wurde: Störer leisteten nicht nur keine Abgaben, sondern produzierten auch – da sie nicht, wie es in zahlreichen Klagen hieß „zunftmäßig“ gelernt hätten – schlechte Ware oder, anders formuliert: nicht erlaubte Arbeit ist schlechte Arbeit. Der unmittelbare Arbeitsprozess wurde argumentativ mit seinem sozialen und rechtlichen Kontext untrennbar verbunden.

Sollte damit die trademark „zünftige Arbeit“ mit „qualitativ hochwertiger Arbeit“ besetzt werden, so implizierte dies auch eine geschlechtsspezifische Komponente: Im Zusammenhang mit Störern und deren vermeintlicher mangelnder Qualifikation wurde immer wieder auch Frauenarbeit thematisiert. „Geschlecht“ war, in Anlehnung an Christine Werkstetters Ergebnisse für Augsburger Handwerke, damit auch hier als „Strategie“ konstruiert, um den jeweiligen Gegner zu desavouieren.<sup>35</sup>

Zurück aber zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen. Wenn der Unterscheidung von Fremden und Bürgern ein rechtlicher Gehalt zugrunde lag, so bildete dies zunächst zwar ein dominantes, letztlich aber keineswegs das einzige Element im Repertoire von Grenzziehungen. Noch sehr wenig wissen wir etwa über Prak-

---

<sup>35</sup> Werkstetter, Frauen (Anm. 6), S. 476-482. Eng damit in Zusammenhang steht, dass „Qualifikation“ im Kontext des mitteleuropäischen Zunfthandwerks männlich konnotiert war. Vgl. Katharina Simon-Muscheid: Frauenarbeit und Männerehre. Der Geschlechterdiskurs im Handwerk, in: dies. (Hg.): Schusterin (Anm. 6), S. 13-33, hier S. 14f. Die Rolle von Geschlecht bei der Konstruktion von Unterscheidungen und Grenzziehungen ist natürlich unabhängig davon zu sehen, welche Rolle Frauen im jeweiligen Handwerk spielten, wenn dies auch eine Variation in den Abgrenzungsstrategien bedingt haben dürfte, wie etwa bei den Wiener Köchen. Vgl. Sigrid Kretschmer: Wiener Handwerksfrauen. Wirtschafts- und Lebensformen im 18. Jahrhundert, Wien 2000, S.103ff. Bemerkenswert ist, dass die Strategie, Geschlecht als Grenzziehung zu konstruieren auch (oder gerade?) in jenen Textgruppen zu finden ist, die gewissermaßen per se weiblich konnotiert waren, in dem Sinne, als Zunfthandwerker mit ihren Supplikationen bei den jeweiligen Obrigkeiten um Schutz baten und damit als weiblich „engendered“ einzuordnen sind.

tiken der Unterscheidung zu Jüdinnen und Juden im europäischen Handwerk, wiewohl dies offensichtlich doch eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hatte.<sup>36</sup>

Ebenfalls noch wenig bekannt ist die Rolle des „Ausländers“. Im Gegensatz zur Unterscheidung von „Fremder“ – „Bürger“ ist die Figur des „Ausländers“ nicht an eine rechtlich klar greifbare Figur angelehnt und überdies – so weit sich dies bisher erkennen lässt – stärker an den Dialog mit zentral- oder territorialstaatlichen Ebenen gebunden. Für Wien<sup>37</sup> lässt sich der Begriff des „Ausländers“ bereits seit dem späten Mittelalter nachweisen, wo er offensichtlich weitgehend analog zur Bedeutung des „Fremden“ zu verstehen war. Erst seit dem frühen 18. Jahrhundert tauchte im handwerklichen Kontext eine Bedeutungsverschiebung auf, die eine zunehmende Ablösung des „Ausländers“ durch das Paar „Ausländer“ – „Landeskind“ erkennen lässt.<sup>38</sup>

Diese Bedeutungsverschiebung war weder zufällig noch ziellos, sondern ist vielmehr aus der spezifischen kommunikativen Situation der Wiener Handwerker zu erklären. Zwar war für Zunfthandwerker der Residenzstadt grundsätzlich der Stadtrat erster Ansprechpartner für zunftspezifische Belange, gleichwohl aber waren die Privilegien zahlreicher Wiener Zünfte vom habsburgischen Landesherren bestätigt, was Zunftvertreter auch vielfach dazu nützten, um sich an den Herrscher oder die Herrscherin zu wenden. Dieser grundsätzliche Einfluss der

<sup>36</sup> Vgl. für Metz Patricia B. Miskimin: Jews and Christians in the Marketplace. The Politics of Kosher Meat in Metz, in: *Journal of European Economic History* 27 (1997), S. 147-155; zu Rom vgl. Angela Groppi: Jews, Women, Soldiers and Neophytes: the Practice of Trade Under Exclusions and Privileges (Rome from the Seventeenth to the Early Nineteenth Centuries), in: Alberto Guenzi, Paola Massa, Fausto Piola Caselli (Hg.): *Guilds, Markets and Work Regulations in Italy, 16<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> Centuries*, Aldershot 1998, S. 372-392, hier v. a. S. 375-381. Noch zu wenig beachtet ist etwa, dass es Juden nicht überall verwehrt war, Zunftmitglieder zu werden, so etwa bei den Amsterdamer Wundärzten (allerdings in beschränktem Ausmaße) oder teilweise im osteuropäischen Handwerk. Vgl. zu Amsterdam Sandra Bos: ‚Uyt liefde tot malcander‘. Onderlinge hulpverlening binnen de Noord-Nederlandse gilden in internationaal perspectief (1570-1820), Amsterdam 1998, S. 58, zu Osteuropa vgl. Mark Wischnitzer: Die jüdische Zunftverfassung in Polen und Litauen im 17. und 18. Jahrhundert, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 20 (1928), S. 433-451.

<sup>37</sup> Buchner, Ehmer, Fremde (Anm. 27); Buchner, Möglichkeiten (Anm. 15).

<sup>38</sup> Besonders beim Gegensatzpaar „Ausländer“ – „Landeskind“ lässt sich eine pejorative und mit aktuellen Verwendungsweisen vergleichbare Bedeutung des Begriffes „Ausländer“ erkennen. Der „Inländer“ tritt hingegen in den Wiener Quellen dieser Zeit noch nicht auf. Vgl. einzelne Verwendungsweisen des „Ausländers“, sowie allgemein zur „political culture“ im Wiener Handwerk Celia Goedde: Competition, Community, and Privilege in Eighteenth-Century Vienna: The Viennese Pastry Bakers, in: *Austrian History Yearbook* 31 (2000), S. 33-56; dies., *The Artisans' Approach to Modernity. The Political Culture of the German Artisans in Vienna and Augsburg, 1760–1795*, Ph. D. diss., Georgetown University 1998.

habsburgischen Zentralgewalt auf die Gewerbepolitik wurde seit dem späteren 17. Jahrhundert zusehends und tendenziell auf Kosten intermediärer Gewalten verstärkt, wenn auch Zünfte zunächst keineswegs abgeschafft werden sollten, sondern nach ihrer projektierten und teils umgesetzten Reinigung von „Missständen“ eine große Rolle in den einschlägigen Überlegungen spielten.

Diese Bemühungen waren Teil einer generellen Entwicklung seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als deren Symptom der deutschsprachige Kameralismus gelten kann, dessen prominenteste Vertreter Wilhelm von Schröder,<sup>39</sup> Philipp Wilhelm von Hörnigk<sup>40</sup> und Johann Joachim Becher<sup>41</sup> jeweils für längere Zeit dem Wiener Hof gedient haben. Zentraler Teil kameralistischer Überlegungen war es, Export und inländischen Konsum zu stärken, Importe zu substituieren und derart den finanziellen Spielraum des Hofes zu erhöhen. Qualifizierte Arbeitskräfte sollten ins Land gelockt werden, während etwa Gesellenwanderungen in Territorien jenseits der habsburgischen Erblande teils misstrauisch beäugt wurden.<sup>42</sup> Kameralistisch inspirierte Gewerbepolitik war Teil einer zwar nicht systematischen, nichtsdestotrotz aber von kompatiblen Gedanken getragenen Ordnungspolitik mit dem Ziel einer möglichst weitreichenden Nutzung von Arbeitskraft zum Wohle des Gemeinwesens. Das Störerwesen, noch dazu in einem durch mehrere Gewerbeerhebungen für Wien zutage getretenen Umfang, bildete demnach ein Potential an ungenutzter, weil nicht besteuert und ungeordneter Arbeit, dem sich der Wiener Hof im Rahmen mehrerer Maßnahmen im 18. Jahrhundert annahm.<sup>43</sup>

<sup>39</sup> vgl. Heinrich von Srbik: Wilhelm von Schröder. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatswissenschaften, in: Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse, Bd. 164, 1. Abhandlung, Wien 1910, S. 1-161.

<sup>40</sup> Eine ausführliche Biographie zu Hörnigk fehlt, vgl. aber Heinz-Joachim Brauleke: Leben und Werk des Kameralisten Philipp Wilhelm von Hörnigk. Versuch einer wissenschaftlichen Biographie, Frankfurt/M., Bern, Las Vegas 1978; Ernst Stabreit: Philipp Wilhelm von Hornick. Ein Vorkämpfer einer nationalen Wirtschaftspolitik in Deutschland am Ausgang des 17. Jahrhunderts, Giessen 1921.

<sup>41</sup> Vgl. Gotthardt Frühsorge, Gerhard F. Strasser, (Hg.): Johann Joachim Becher (1635–1682), Wiesbaden 1993; Herbert Hassinger: Johann Joachim Becher, 1635–1687. Ein Beitrag zur Geschichte des Merkantilismus, Wien 1951.

<sup>42</sup> Vgl. Reinhold Reith: Arbeitsmigration und Technologietransfer in der Habsburgermonarchie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – Die Gesellenwanderung aus der Sicht der Kommerzienkassette, in: Blätter für Technikgeschichte 56 (1994), S. 9-33.

<sup>43</sup> Ein Versuch, Störer in eine steuerbare Form der Gewerbeausübung zu überführen, stellten die 1725 eingeführten „Schutzdekrete“ dar. Gegen die Bezahlung einer Gebühr war es Handwerkern möglich, ohne das Meisterrecht zu erwerben, selbständig, zumeist jedoch ohne Hilfskräfte, eine Profession auszuüben. Nach mehreren Jahren aber musste die Ausgabe von Schutzdekreten nach heftigen Protesten aus den Reihen der Zunft-handwerker gestoppt werden. Eine nachhaltige Änderung des „Störerproblems“ hat sich daraus nicht ergeben. Zu den Schutzdekreten vgl. WStLA Alte Registratur Nr. 73/1725; Maren Seliger, Karl Ucakar: Wien. Politische Geschichte 1740-1934, Bd. 1, Wien, München 1985, S. 92.

Für die Zunfthandwerker wiederum bedeutete die kameralistische Perspektive, dass Grenzziehungen, die einzig auf dem alten Gegensatz von Fremden und Bürgern aufbauten, nicht mehr hinreichend waren, um auch bei Hof reüssieren zu können. Zwar spielten auch im 18. Jahrhundert Variationen des Fremdenbildes in den einschlägigen Supplikationen nach wie vor eine große Rolle, doch war mit dem „Ausländer“ eine Alternative hinzugetreten, die zeigt, dass es Zunfthandwerker durchaus verstanden, sich Veränderungen in den Imperativen ihrer Adressaten anzueignen.

Wenn hier auch nur einzelne Bereiche der facettenreichen Grenzziehungen skizziert werden können, werden dennoch zwei Aspekte deutlich: Einerseits zeigt sich, wie wenig exklusiv diese Unterscheidungen für das vorindustrielle Handwerk waren, andererseits aber wird auch klar, wie Vorstellungen von „erlaubter“ und nicht „erlaubter“ Arbeit mit Aspekten korrespondierten, die wir gemeinhin nicht mit dem Phänomen „Arbeit“ verbinden würden.

#### 4. Bedingungen von Grenzziehungen

Ursache und Funktion von Grenzziehungen im vorindustriellen Handwerk scheinen einer einfachen, aber wirkungsvollen Logik zu gehorchen: Konkurrenz bedeutet Konflikt, dessen gewissermaßen natürlicher Ausdruck im Kontext des vorindustriellen Handwerks Supplikationen und Razzien sind. Der darin angelegte Automatismus des Eingreifens einer Gruppe („der Zunft“) bei abweichendem Verhalten („der Störer“), zuweilen auch martialisch als „Abwehrkampf“<sup>44</sup> bezeichnet, wirft jedoch einige grundsätzliche Zweifel auf:

Zunächst fällt auf, dass – auch jenseits der jeweiligen tatsächlichen Bedeutung unzüftiger Arbeit im Handwerk – die offenkundige Kontinuität irregulärer Betätigung keineswegs deckungsgleich mit Konjunkturen bei der Verfolgung von Störern war. Zwar ist der Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen Konjunkturen und der wechselnden Intensität in der Auseinandersetzung mit unzüftiger Arbeit<sup>45</sup> und damit die Frage, inwieweit Störer beständig als Konkurrenz empfunden worden sind, noch nicht wirklich erforscht, doch dürfte davon auszugehen sein, dass es auch von Seiten der Zunfthandwerker stets ein gewisses Maß an geduldeter irregulärer Arbeit gab. Dafür spricht auch eine Beobachtung, die sich bei der Lektüre der Wiener Störererhebungen des 18. Jahrhunderts, die unter maßgeblicher Beteiligung von Zunfthandwerkern entstanden sind, aufdrängt: Die dabei entstandenen Listen mit zum Teil ausführlichen Informationen über die

---

<sup>44</sup> So Helga Schultz, *Handwerker, Kaufleute, Bankiers. Wirtschaftsgeschichte Europas 1500–1800*, Frankfurt/M. 1997, S. 97.

<sup>45</sup> Hoffmann, *Winkelarbeiter* (Anm. 2).

jeweiligen „Unbefugten“, ihre Vergangenheit und Lebensumstände, lassen den Schluss zu, dass ein Gutteil der in diesen Listen vermerkten Personen „alte Bekannte“ waren. Offensichtlich wussten zumindest manche Zunfthandwerker relativ gut über die „unbefugten“ Professionisten Bescheid, was wiederum für eine zumindest teilweise Duldung oder fallweise Kooperation spricht.

Ein weiterer, wesentlicher Aspekt für die Unregelmäßigkeit der Störerverfolgungen ist darin zu sehen, dass „dispute management“, um auf einen Begriff der Rechtsanthropologie zurückzugreifen,<sup>46</sup> stets mit der Mobilisierung von materiellen, sozialen bzw. kulturellen Ressourcen verbunden ist<sup>47</sup> und dass somit die schiere Existenz von Klagen oder Handlungen etwas über Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten im vorindustriellen Handwerk aussagen kann.

Eine weitere Beobachtung verweist auf den Widerspruch zwischen der bereits skizzierten wechselseitigen Verflechtung von regulärer und irregulärer, erlaubter und nicht erlaubter Arbeit im frühneuzeitlichen Handwerk auf der einen Seite und der in Supplikationen zu erkennenden aggressiven Rhetorik auf der anderen Seite, die durchaus mit den teils brachial durchgeführten Razzien und Visitationen seitens zünftiger Vertreter korrespondierte. Dieser Widerspruch ergibt sich aber nur dann, wenn man am allzu kruden Kollektivsubjekt „Zunft“ im Sinne einer „Gemeinschaft“ festhält.<sup>48</sup>

Sehr viel realistischer hingegen wäre ein Bild von Zunft als gestaltendem und gestaltetem Rahmensystem, das Zugänge zu den grundlegenden Ressourcen im Kontext des „dispute management“ bereitstellte, wobei diese Zugänge aber keineswegs für alle Zunftmitglieder in gleichem Maße erreichbar, sondern Teil und Ausdruck von Hierarchien waren. Um also im Rahmen einer Zunft gegen Störer

<sup>46</sup> Vgl. June Starr, Jane F. Collier: Introduction: Dialogues in Legal Anthropology, in: dies. (Hg.): *History and Power in the Study of Law. New Directions in Legal Anthropology*, Ithaca, London 1989, S. 1-28, v. a. S. 3; Sally Falk Moore: *Imperfect Communications*, in: Pat Caplan (Hg.): *Understanding Disputes. The Politics of Argument*, Oxford 1995, S. 11-38.

<sup>47</sup> Hierzu zählen beispielsweise die Kosten für die nötigen Rechtsverfahren, vgl. etwa Katrin Keller: *Kleinstadt und Handwerk. Strukturen und Entwicklungstendenzen im 18. Jahrhundert*, in: Karl Heinrich Kaufhold, Wilfried Reininghaus (Hg.): *Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit*, Köln, Weimar, Wien 2000, S. 61-92, hier S. 87. Darüber hinaus müssen auch die maßgeblichen obrigkeitlichen Vertreter überzeugt werden, usw.

<sup>48</sup> Diese Zweifel sollten nicht nur für den mittlerweile in Ungnade gefallenem Begriff der „Gemeinschaft“ gelten, sondern auch für jenen der „Gruppe“, wenn er in dem Sinne verstanden wird, dass diese den „ganzen Menschen“ erfasse. Bezeichnend dafür ist etwa ein Beitrag von Otto Gerhard Oexle, in dem die Gemeinsamkeiten von biologischer Verhaltensforschung und Sozialgeschichte am Beispiel der mittelalterlichen Gilden erörtert werden: Otto Gerhard Oexle: *Gruppenbindung und Gruppenverhalten bei Menschen und Tieren. Beobachtungen zur Geschichte der mittelalterlichen Gilden*, in: *Saeculum* 36 (1985), S.42-59.

vorgehen zu können, eine Supplikation verfassen zu lassen oder einen Kontrollgang zu veranlassen, bedurfte es mehr als des subjektiven Interesses aufgrund empfundener Konkurrenz, sondern auch und vor allem des Zugangs zu und Einflusses auf zünftige Ressourcen und Entscheidungsprozesse.<sup>49</sup> Verfolgt man diese Perspektive weiter, ist es nahe liegend, in der Auseinandersetzung mit irregulärer Arbeit auch zunfinterne Funktionen mitzudenken. Führen wir uns noch einmal vor Augen, dass die Grenzen von „befugter“ und „unbefugter“ Arbeit keineswegs dicht waren, dann sind Aktionen gegen Störer durchaus auch als Umgang mit zunfinterner Konkurrenz zu verstehen. Harald Deceulaer etwa zeigt für den Bekleidungssektor der südlichen Niederlande, dass ärmere Schneidermeister mit unzüftigen Altkleiderhändlern kooperierten und für diese arbeiteten, was ihnen Alternativen zu reicheren Schneidermeistern bot, die bei ihren ärmeren Zunftgenossen arbeiten ließen. Die Razzien, die offiziell im Namen der Zunft, tatsächlich aber aus Interesse der sozial besser gestellten Meister, die auch den zünftigen Apparat kontrollierten, gegen die Altkleiderhändler durchgeführt wurden, waren demnach ein Versuch, die zunfinterne Suprematie wieder herzustellen.<sup>50</sup>

Wortreiche Supplikationen und Kontrollgänge dienten eher der Stigmatisierung von Praktiken als, wie es in zeitgenössischen Quellen häufig lautete, dem „Abschaffen“ von Menschen. Dafür spricht die vielfach ritualisierte Inszenierung von Visitationen, die unter oftmals großer Beteiligung von Meistern und obrigkeitlichen Vertretern unter Mitführung von Zunftfahnen durchgeführt wurden. Dafür spricht aber auch, dass es zumindest in Wien Störern bei vielen Zünften möglich war, nach Bezahlung eines zumeist eher symbolischen Bußgeldes das Meisterrecht zu erwerben.

## 5. Schluss

Die Auseinandersetzung mit dem irregulären Sektor bildete eines der zeitlich und räumlich übergreifenden Phänomene im europäischen Handwerk. Eine grundlegende Bedeutung dieses Prozesses liegt auf der Hand: Individuelle oder kollektive ökonomische Einflussphären sollten ermöglicht oder verbessert werden. Es wäre jedoch falsch, diesen Prozess ausschließlich an der Grenze von Zunfthandwerkern und „unbefugten“ Professionisten zu vermuten. Vielmehr ist davon auszugehen,

---

<sup>49</sup> Zu den zünftigen Ressourcen zähle ich u. a. Möglichkeiten des Schriftgebrauchs, die „trademark“ Zunft, oder die Möglichkeiten der Informationsbeschaffung in den städtischen Amtsstuben. Vgl. hierzu ausführlicher Thomas Buchner: Die Kunst des Bittens. Interessensartikulation und -vertretung bei Wiener und Amsterdamer Handwerkern in der Frühen Neuzeit, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1/2004, S. 157-174.

<sup>50</sup> Deceulaer, Pret-à-porter (Anm. 22).

dass die Adressaten einschlägiger Supplikationen oder Handlungen nicht nur Störer, sondern auch Meister, Obrigkeiten und Öffentlichkeiten darstellten.

Die Grenzen von „regulärer“ und „irregulärer“ Arbeit in der Frühen Neuzeit waren damit nicht nur Teil höchst unterschiedlicher und variabler Konstruktionsprozesse, sondern offensichtlich auch konstitutiv für ein über diese Zeitperiode hinausreichendes Verständnis von Arbeit. Dabei lässt sich als ein Ergebnis, das sich wohl auch auf das 19. und 20. Jahrhundert ausdehnen lässt, erkennen, dass die Auseinandersetzung mit dem „Irregulären“ konstitutiver Teil der Konstruktion des „Regulären“ ist – oder, konkreter formuliert: Gäbe es Handwerkszünfte ohne Störer?

Es erscheint demnach aus analytischer Perspektive nicht sinnvoll, bei „Störern“, „Pfuschern“ oder „Bönhasen“ von Außenseitern oder Repräsentanten sozialer Devianz zu sprechen, stand doch eher die Stigmatisierung von Praktiken im Vordergrund, wenn auch damit die Ausgrenzung von Menschen nicht ausgeschlossen war. Als tragfähig für zeitlich, regional und kulturell übergreifende Fragestellungen erscheint es jedoch, dem Phänomen Aufmerksamkeit zu widmen, dass es offensichtlich in der europäischen Geschichte von umfassender Bedeutung war und immer noch ist, Definitionsmacht über das, was „erlaubte“ oder „echte“ Arbeit zu sein hat, beanspruchen zu können.

## Musical Instruments in Hainhofer's Correspondence and Travel-Diaries

*Eva Legêne*

### I. Introduction

A decade ago Willem Jan Hoogsteder of Hoogsteder & Hoogsteder, Art Dealers in Dutch and Flemish Old Master Paintings, approached me about an article for the catalogue of their exhibition 'Music and Painting in the Golden Age'. Based on some of my research Hoogsteder suggested that I could write about collections of musical instruments in the 17<sup>th</sup> century. It is one of those unsuspected delightful surprises that the path which Hoogsteder chose for me – via the musical instrument collection of the Dutch *complete gentleman* Constantijn Huijgens (father of the famed Christiaan Huijgens); the instruments at the Danish court (greatly influenced by artists and musicians from the Low Countries); and the humble instrument collections mentioned in the inventories of Dutch painters – would lead to Augsburg.<sup>1</sup>

I had met the name of Augsburg kunstagent and diplomat Philipp Hainhofer (1578–1647) many times in connection with collections. A study of him would give a comprehensive impression of the collecting of (also) musical instruments, and I was eager to discuss him in the Hoogsteder article. However, it became quickly clear that, due to limited time for research, a study of Hainhofer would take long to complete, and only years later could I make an assessment of the extent to which musical instruments are mentioned in the correspondence and travel-diaries.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> I would like to thank Professor Wolfgang Weber, for the invitation to the Institut für Europäische Kulturgeschichte for the Spring of 2004, and the warm support I received from him, the colleagues at the Institute and University, and from Dr. Anke Sczesny and the staff. See Eva Legêne: A 'Foolish Passion for Sweet Harmony': The Musical Instrument Collection of a Compleat Gentleman, a Monarch and an Artist in the Seventeenth Century, in The Hoogsteder Exhibition of Music & Painting in the Golden Age, ed. Edwin Buijsen and Louis Peter Grijp, The Hague 1994, pp. 81-110.

<sup>2</sup> The information has been gathered from the following secondary sources: Oscar Doering: Des Augsburger Patriciers Philipp Hainhofer Beziehungen zu Herzog Philipp II von Pommern-Stettin. Correspondenzen aus dem Jahre 1610–1619 (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit, neue Folge, 6), Wien 1894; Der Briefwechsel zwischen Philipp Hainhofer und Herzog August d. J. von Braunschweig-Lüneburg, bearbeitet von Ronald Gobiet, (Forschungshefte, Bayerisches

The musicologist Joachim Lütke's study 'Die Lautenbücher Philipp Hainhofers', presents a most thorough examination of the Lute Books. To my knowledge, Lütke also provides the most complete biography of Hainhofer to date. I refer the reader to this excellent study for biographical information, and background information in regard to Hainhofer and music.<sup>3</sup>

## II. Representative Splendour

Hainhofer's reports about music at the courts are mostly superficial. He will make a special note if something spectacular happened, such as the musician John Price who played the pipe with one hand and bowed the viol with the other, a singer who sang alone but made it sound as if three singers answered each other, the "Frantzösischer geiger" who could play three parts at once, or if an instrument intrigued him.<sup>4</sup> He describes where the musicians were placed at meals or ceremonies, but rarely mentions particular compositions or composers. An exception is his visit to the musical instrument chambers in Dresden about which he provides a report with information about the portraits of composers (13 names are given) exhibited in the Pfeiffenkammer, and the instruments played by several musicians at court.<sup>5</sup> Hainhofer's correspondence contains several references to music books and instruments (see below), and also musicians and composers can be found mentioned by name there. In short, one certainly will agree with the conclusion that Lütke draws from Hainhofer's reports about music:

„Der Gegenstand seines Reportes war nicht die erklungene Musik, sondern das Maß an repräsentativer Prachtentfaltung.“<sup>6</sup>

---

Nationalmuseum München 8), München 1984; Oscar Doering: Des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer Reisen nach Innsbruck und Dresden (Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit, Neue Folge 10), Wien 1901; Anne Langenkamp: Philipp Hainhofers Münchner Reisebeschreibungen. Eine kritische Ausgabe. Diss. Berlin 1989, 1 & 2 Berlin 1990; Friedrich Ludwig Karl Baron von Medem: Philipp Hainhofers Reise-Tagebuch, enthaltend Schilderungen aus Franken, Sachsen, der Mark Brandenburg und Pommern im Jahr 1617 (Baltische Studien 2, Heft 2), 1843; Adolf von Oechelhäuser: Philipp Hainhofers Bericht über die Stuttgarter Kindtaufe im Jahre 1616, in: Neue Heidelberger Jahrbücher 1, Heft 2, (1891).

<sup>3</sup> I want to thank Joachim Lütke for patiently answering all my questions, and sharing his interest in Philipp Hainhofer with me. Joachim Lütke: Die Lautenbücher Philipp Hainhofers (1578–1647) (Abhandlungen zur Musikgeschichte, Bd. 5), Göttingen 1999), pp. 10-72.

<sup>4</sup> Doering, Reisen, pp. 239, 58, 56.

<sup>5</sup> Ibid., pp. 233, 234, 239, 240.

<sup>6</sup> Ibid., p. 43.

However, in following Hainhofer on his travels, and reading his correspondence, we gain an exceptional historical insight, and a keen sense of music's role in society. The following description of one of the many courtly festivities with "Trommeter vnd Heerpaucken", this time in Stettin, in contrast to the description of a revolt at the same place, or the description of the inventive early 17<sup>th</sup> century 'music broadcasting system' in Dresden can serve as example:

„...in ainem Schiff die Trommeten und Bauggen, in ainem andern die Musik neben her fahren.“<sup>7</sup>

„aine gefehrliche Aufruhr (in Stettin) wider meinen Herrn...Burgerschafft und Pöbel in die Waffen gebracht, mit fliegenden Fahnen, Trummel und Pfeiffen in der Statt herumb gezogen...“<sup>8</sup>

„Hinder iedem bild ist es hool, vnd (dergestalt) gerichtet, das man aine sonde-re music darhinder halten kan. Wann man in disem oberen saal speiset, so stellet man die musicanten auch in vndern saal, schlesset zu, so gehet die resonanz durch die luftröhre lieblich hinauf.

Oben hero vnder der deckin ist (es) auch zu verborgner music gerichtet, so, das man von 32 orthen verborgne music, iede absonderlich, hören kan.“<sup>9</sup>

### III. Hainhofer's Concept of Art

#### 1. Rarity, surprise, and contemplation.

In his study of Hainhofer's Kunstschränk in Uppsala, John Böttiger writes:

„Es ist klar, dass wir, um einem Kunstsammler aus dieser Zeit verstehen und dadurch ihm auch gerecht werden zu können, versuchen müssen, festzustellen was er unter der Bezeichnung Kunst versteht. Eine Untersuchung in dieser Richtung scheint mir zu dem Ergebnis zu führen, das für Hainhofer wie auch für seine Zeitgenossen unter diesen Begriff außer dem, was wir heutzutage zunächst dahin rechnen würden, auch eine Menge anderen Gegenständen fielen. So unter anderem das, was durch seine Seltenheit oder seine Seltsamkeit den Sammelnden anzog; das, was durch diese oder jene Eigenschaft als Überraschung wirkte und daher ergötzte; das, bei dessen Ausführung Nachdenken bieten konnte oder einem direct didaktischen Zweck diente. Natürlich griffen die hier angedeuteten Faktoren in der Praxis in einander ein und trugen auf die

---

<sup>7</sup> Medem, p. 49.

<sup>8</sup> Ibid., p. 67.

<sup>9</sup> Doering, Reisen, p. 217.

eine oder andere Weise vereint dazu bei, den für den Sammler bestimmenden Eindruck hervorzubringen.<sup>10</sup>

Böttiger's conclusions about Hainhofer's concept of art are confirmed in the descriptions of all things related to music in Hainhofer's travel-diaries, and letters. An example of Böttiger's "Seltenheit" or "Seltsamkeit" is found in the description of many precious (and old) instruments such as a chest of viols, or a set of flutes in glass:

„Die küsten mit 6. großen geigen, in forma magnitudine different, habe ich auß gepact vnd darbey ein futeral gefonden, mit 4. schönen gläsernen pfeiffen alß discant, tenore, basso vnd alto, die wol aine raritet sein; habe alles dem Rothen, vnd dem bawman (welcher auf dem dombstift ain vortrefflicher violisto di gamba, vnd darzue ein Cornetist ist, auch ein Componist) gezaiget, die diese instrum:ta hoch verpreÿsten, vnd sagen, das die geigen vom berühmtesten Italianischen maister, Sieiliano genant, gemacht worden seÿen, der in 100 Jahren gelebt habe, vnd das EFG diese instrum:ta keines weegs außhanden lassen sollen, etliche sainen sein gesprungen, an deren statt ich newe habe aufziehen lassen, vmb wann der Porro herkommet, sie zum gebrauch fertig zuhalten.“<sup>11</sup>

The respect for industrial art is found in the description of a precious set of (also old) flutes by the famous instrument maker Rafi:

„... und haben mir auch etliche vnderschiedliche 4. 5. 6. 7. stimmige zwerchpfeiffen werkh, Cornet, flautten, posaunen, ain klaines artiges Spanisch panderlin, 1. Indianische trompetten, mit vilen music bucheren, so alles auß ainer vornemmen Music Cammer herkhommet, zu gewisen, so EFG music Cammer auch aine zier vnd zur Capell music ainen sondern nuzlichen dienst geben werden, ist ain 5. stimmig zwerchpfeiffenwerkh darunder schön oben vnd vnden mit silber beschlagen alle auß buchßbaum, die fueteral sein etwas alt, aber mit geringen vncosten die schloß zuernewern oder außzubuzen, vnd wan vberige zeit verhanden gewest were, wollte Ichs selber vor dem versenden haben renoviern lassen, werden also EFG von musicalischen in-

<sup>10</sup> John Böttiger: Philipp Hainhofer und der Kunstschränk Gustav Adolfs in Uppsala. 1-4, Stockholm 1909–1910, vol. 1, p. 27.

<sup>11</sup> Gobiet (Briefwechsel, p. 670) suggests that "Siciliano" is "perhaps the violin maker Gasparo da Solo, active in Brescia after 1560." But as Herbert Myers has pointed out to me (e-mail message, 24 May 2004), a much more likely candidate is the famous gamba maker Antonio Ciciliano (fl. 1566–81). On Ciciliano, see Simone Zopf: A Study of Three Viols Attributed to Antonio Ciciliano, in: The Italian Viola da Gamba. Proceedings of the International Symposium on the Italian Viola da Gamba, Christophe Coin & Susan Orlando, Directors, Magnano, Italy, 29.

strumentis vmb geringes gelt einen schönen schaz zusammen bringen, dan wie hiesige maister mir sagen, so sein stimwerkh darunder, deren aines vnder .60. taler nit ist gemacht worden vom beruembten Christoph Rafj, dessen zaichen auf allen pfeiffen ist, sein auch krumbhörenlen vnd pollnische sakhpfeiffen darbey, vnd erlang Ich alles mit ainander vmb 96Rt.r. Die Englische zwerchpfeiffen haben aufsez, vnd wan man die aufsätz ab nimmet, so khan man all eben wol darauf pfeiffen. Ain cornet fagot, vnd cornet dj mutj ist auch darbey...<sup>12</sup>

The delight in the unexpected and calls for contemplation are found in the numerous descriptions of the surprise over, and workings of mechanical music instruments, often hidden in tables, cabinets, clocks, etc.:

„Die Weihnachten von Uhrwerkh, wie sich der himmel aufthut und die Engel über dem Christkündlin musiciren.“<sup>13</sup>

Two other examples that both contain the description of a mechanical music instrument and its workings:

„ain hüpsches Spinnrädlin...darinnen ain Glöggen-Werkh, das weil man spünnet, Psalmen nach deß Lobwassers Melodey spület, und man es zehn mahl verkheren khan, zu Stettin gemacht worden; J.F.G. sich gedehmüthigt, und mir es selbs gewiesen, wie man die bestekhte wellen einlegen, und das Spünnerwerkh anrichten muß...“<sup>14</sup>

„Under anderen zimmern ist auch aine grosse tafelstuben; darin stehet aine lange tafel, darob man essen kan, mit ain musicalischen instrument darin, welches, wan man nägel zeücht, die besteckte wöllen außlöset und bläßbälgl auftribt, von selbst spillet...“<sup>15</sup>

The relation between music and contemplation is also found in the description of particular tables, or in the positives, regals, or *instrument* hidden in tables or cabinets as seen in the collection of instruments in the Tables below:

„Die schach=tabel darauf ein Musicalisch Stucke componieret“<sup>16</sup>

„Ain staininer tisch, darauf canzoni und allerlei musicalische instrumenta gesetzt. Stehet darauf ain vergulte, silberine sphaera.“<sup>17</sup>

<sup>12</sup> Ibid., p. 689.

<sup>13</sup> Medem, p. 135.

<sup>14</sup> Ibid., p. 36.

<sup>15</sup> Langenkamp, p. 149.

<sup>16</sup> Gobiet, p. 167.

<sup>17</sup> Langenkamp, p. 169.

Anne Langenkamp's conclusions about Hainhofer's concept of Art, are in accordance with Böttiger:

„Hainhofer stellte in seiner Bewertung das Kunsthandwerk über die übrige Gattungen der Kunst. Entscheidend war für ihn sowohl das handwerkliche Geschick der Künstler, wie z. B. der Goldschmiede und Steinschneider, als auch die in die Kunstwerke investierte Mühe, die Kostbarkeit des verwandten Materials und der finanzielle Wert des Objektes.“<sup>18</sup>

The preference for industrial art is certainly confirmed in all Hainhofer's writings about music. The descriptions of musical instruments or music books often are in detail, as can be seen in the detailed description of the 'Bußpsalmen' by Lasso mentioned below, or the detail with which he describes the contents of the instrument collection in Dresden.<sup>19</sup> Hainhofer also didn't hesitate to ask for the opinion of Augsburg musicians in his estimation of musical instruments or books.<sup>20</sup>

The number of references to music performance, musical instruments, or books, can't be compared with the references to other Kunstkammer objects. Nevertheless, Hainhofer helped spread information about the musical culture at the courts of his time, and was aware of its importance. In a letter to Duke August d. J. we find this confirmed:

„...Das EFG herzlichste fürst: f Gemahlin solle lateinische vnd französische carmina, auch in der music componiern, vnd auf allerlaÿ musicalischen instrumenten spihlen khünden, vnd sagte, das man der gleichen tugenden vnd geschühkhait bey khainer fürstin im Röm. Reich fünden werde.“<sup>21</sup>

#### IV. Hainhofer and Music in Image

##### 1. The lute books.

Langenkamp concludes that Hainhofer's reports about paintings stayed superficial, and mentions that first from the middle of the 17<sup>th</sup> century the names of artists are taken more into account in travel-diaries.<sup>22</sup> It is therefore interesting that Hainhofer must have illustrated his lute books with (probably) more than 200 prints. He made a register for the artists that holds names like: Heinrich Alde-

---

<sup>18</sup> Ibid., pp. 47, 48.

<sup>19</sup> Doering, Reisen, pp. 231-235.

<sup>20</sup> For an example of this see Gobiet, p. 670.

<sup>21</sup> Gobiet, p. 802.

<sup>22</sup> Langenkamp, pp. 46, 47.

grever, Hans Sebald Beham, Pieter Breughel d. Ä., Hans Burgkmair, Albrecht Dürer, Lucas von Leiden, and Martin Schongauer.<sup>23</sup> Lüdtké concludes:

“In Hainhofers Lautenbücher hatten die Graphiken sicherlich zuerst die Funktion einer Ausschmückung, doch ist der Gedanke an eine Aufwertung des Manuskriptes aus dem Bemühen, für seine Erhaltung zu sorgen, sicherlich nicht von der Hand zu weisen.”<sup>24</sup>

## 2. The ‘Bußsalmen’ by Lasso.

In a visit to Munich in 1611, Hainhofer describes the ducal collections and in the *bibliotheca* examines the ‘Bußsalmen’ by Lasso and motets by de Rore (1557/1579), which he describes in great detail. Although Hainhofer, somewhat annoyed, found the illustrations old fashioned, Hans Mielich’s beautiful miniatures are today regarded as the pinnacle of book illustration.<sup>25</sup>

Much speculation has gone into the question of whether Mielich’s famous miniature that depicts all the musicians as playing their different instruments in Lasso’s Bavarian Court Chapel indeed is an example of a real composition of ensemble as used in performance. The scholar Nicole Schwindt concludes that the depiction hardly can be “a naive-to-read, realistic rendering of the instrumentation practice and ensemble formation in the late Renaissance.”<sup>26</sup> The answer to the question, overlooked by Lasso scholars, might be found in Hainhofer’s description, as he writes:

„Auf ainem besonderen blatt sein die fürnembste musicanten, so anno 1560 in 1570 gelebet haben, abconterfett, jeder mit ainem instrument, darmit er excellirt hat.“<sup>27</sup>

## 3. The Kunstschränk.

Hainhofer’s most important contribution is the creation of a miniature Kunstkammer in a cabinet, the so-called *Kunstschränk*. This large cabinet that could be opened on all four sides contained such a wealth of compartments, drawers, and hiding places that it provided a storage place for all categories of what Bredekamp

<sup>23</sup> Lüdtké, p. 103.

<sup>24</sup> Ibid., p. 106

<sup>25</sup> Horst Leuchtmann, Hartmut Schaefer: Orlando di Lasso. Prachthandschriften und Quellenüberlieferung; aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek München, Tutzing 1994; Langenkamp, pp. 160, 161.

<sup>26</sup> Nicole Schwindt, Hans Mielichs Darstellung der Münchner Hofkapelle von 1570, in: *Acta musicologica* 68 (1996), pp. 48-85.

<sup>27</sup> Langenkamp, p. 161.

calls the “material archive of the entire world.”<sup>28</sup> The *Kunstschränk* could have a small virginal or organ that could play mechanically or be taken out of the cabinet for a performer to play on. The *Schränk* for Gustav II Adolf of Sweden, today in Uppsala, has 22 images from the Old and New Testament that represent music, and images of 16 singing or music making angels.<sup>29</sup>

For the *Pommersche Kunstschränk* (lost during World War II) Hainhofer mentions: “ex sacris 82 historiae, die alle von der music tractieren” and “7a ars liberalis, als musica, sitz auf dem ganzen schreib-tisch herum”. Indeed the corners of the *schränk* were adorned by eight beautifully sculpted, music making muses, cast in silver by Matthias Waldbaum.<sup>30</sup>



Abb. 1: *Kunstschränk* of Gustav II Adolf of Sweden. (Uppsala universitet)

## V. Mechanical Music Instruments in the *Kunstschränk*

Mechanical music instruments, often hidden in tables or cabinets, are mentioned most frequently in Hainhofer’s correspondence and travel-diaries. Horst Bredekamp explains how musical instruments, instruments, clocks, and automatons were the tools for the application of mathematics and mechanics, and how the *Kunst-kammer* provided the “spine of thought” for the transition from object of nature to machine, from form of nature to the work of humans. According to

<sup>28</sup> Horst Bredekamp: *Antikensehnsucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kunst-kammer und die Zukunft der Kunstgeschichte* (Kleine Kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 41), Berlin 1993, p. 77.

<sup>29</sup> Hans-Olof Boström: *Det underbara skåpet. Philipp Hainhofer och Gustav II Adolfs konstskap*, Uppsala 2001, p. 156.

<sup>30</sup> *Ibid.*, pp. 156, 114, 125.

Bredenkamp the philosophy of mechanics helped the most powerful form of thought of the 17<sup>th</sup> century along.<sup>31</sup>

Thus Hainhofer's strong interests in, and encouragement of the Augsburg mechanical arts places him in the realm of science, and not in a role of entertainer with toys that we regard with superiority today.

Almost every *Kunstschränk* created by Hainhofer and his artists, contained a mechanical music instrument:

- The *Pommersche Kunstschränk* (1617) held an organ and a virginal. The organ could be activated mechanically, or could be taken out of the cabinet, put somewhere else and be played. The virginal was hidden in the table on which the *schränk* was placed.

- The so-called *Stipo Tedesco* (1625), now in Florence, had an organ, of which only the front is preserved today.

- The *Kunstschränk* (1634) for Rudolph II had a virginal.

- The *Kunstschränk* (1631) for Gustav II Adolph of Sweden, in Uppsala, has a virginal that survived (as did most of the content of the *Schränk*). This virginal could play mechanically, or could be taken out and played upon in the same manner as the organ in the *Pommersche Kunstschränk*. Today the virginal has been restored so that it can be played. Originally the instrument was connected with a clock in the cabinet and according to a report from Uppsala University, in the year 1707, the virginal's mechanical function was repaired so that it could play once per hour.<sup>32</sup>

## VI. Musical Instrument Collections

### 1. Range of instruments.

The range of musical instruments described by Hainhofer, is actually remarkable. The instruments appear in the description of (*Kunst*kammer) collections, in inventories of goods offered to the Dukes August d. J. of Braunschweig-Wolfenbüttel and Philipp II of Pommern-Stettin, in reports of musical performances at court during the meals, ceremonies, services in the Chapel, and chamber concerts; or in other churches, and at friends' or Hainhofer's house.

<sup>31</sup> Bredenkamp, pp. 35, 41.

<sup>32</sup> I want to thank Hans-Olof Boström for providing the report, and discussing some of my questions. Boström, pp. 114, 115, 121, 122, 153-157.



Abb. 2: Kunstschränk of Gustav II Adolf of Sweden, virginal. (Uppsala universitet)

Although it can be problematic to determine from inventories which instrument hides behind a particular name, Hainhofer's terminology is in general in accordance with the terminology given by Michael Praetorius (see below). Entertaining questions remain, such as which instrument is meant by the name "Flugflut". Besides the more common instruments, the rare "Bassanelli"; the "Harfenlaute"; keyboards with several manuals; instruments in costly materials such as ivory, glass, and alabaster; precious organs; ivory cornettos with silver adornments; exotic instruments; instruments "alla Greca & all'antica"; and "antique" in the sense of 'old' instruments, are indeed extraordinary by virtue of their rich execution, precious materials, exotic qualities ("indianische instrumenten"), or antiquity.

## 2. Michael Praetorius' 'De Organographia'.

Hainhofer's musical instruments reflect a costly musical instrument collection as described by Michael Praetorius in 'De Organographia' (1619). In the encyclopedic subtitle Praetorius categorizes the collection: „Aller Musicalischen Alten vnd Newen, sowol Außländischen, Barbarischen, Bnwrischen vnd vnbekandten, als Einheimischen, Kunstreichen, Lieblichen vnd bekandten Instrumenten.“<sup>33</sup>

<sup>33</sup> Michael Praetorius: *De Organographia* (Wolfenbüttel, 1619), see also *Syntagma musicum*. II, *De Organographia*, parts I and II, translated and edited by David Z. Crookes, Oxford 1986.

Added to 'De Organographia' is the 'Theatrum Instrumentorum': a collection of 42 Tables with exquisite images of instruments in all categories. A study of these Tables, and of the historical instruments in museums around the world, provides a glimpse of Hainhofer's experience when he visited a fine royal collection with all its categories of musical instruments.

### 3. The display of musical instruments.

In a very detailed program for a *Kunstammer* (1565), Samuel Quiccheberg, the Flemish librarian for the Fugger collection in Augsburg, places the musical instruments, together with astronomical and geometrical instruments, in the fourth class: the region of science and technique.<sup>34</sup> As seen below, Hainhofer recommends that musical instruments are kept in the library. Indeed, astronomical, geometrical, and musical instruments all can be found in the library: a concept already described in the 15<sup>th</sup> century.<sup>35</sup>

In the inventory of Ambras/Ruhelust (1596), and Graz (1577/90), the large instrument collections are found in "instrumenten kammern", a few instruments also in "werckstetten". Also the inventory of the large instrument collection of the *Stuttgarter Hofkapelle* (1589) refers to instrument makers' workshops. Some instrument makers at this court were famous for the production of "musikalische Kriegsrüstungen" for theatrical use, and Hainhofer gives a dramatic description of a performance in Stuttgart in which these instruments are used (see below).<sup>36</sup>

Hainhofer describes the places where musical instruments were kept as follows.

1. Correspondence 24 November 1615 to Duke Philipp II of Pommern-Stettin (about the founding of a *Kunstammer*):

„In dem Zimmer der Bibliothec, wie Ichß zu München, Heidelberg vnd hie, auch in Italia gesehen....An den Wenden stehen eingefasste Kästen, darinnen fürnehme schön gebundene verehrte, vnd kunstbücher: Item Mathematische instrumenta, globisphaerae, vnd numismata antiqua, auffgerollte schriften, mappæ, landtaffeln, dissegnj, vnd dergleichen auffgehoben werden, wol auch

<sup>34</sup> See Harriet Roth: *Der Anfang der Museumslehre in Deutschland. Das Traktat ‚Inscriptiones, vel, Tituli Theatri Amplissimi‘ von Samuel Quiccheberg: lateinisch-deutsch*, Berlin 2000.

<sup>35</sup> See Eva Légene: *Music in the Studiolo and Kunstammer of the Renaissance, with Passing Glances at Flutes and Recorders*. In *Music de ioie: Proceedings of the International Symposium on the Flute and Recorder Consort in the Renaissance*, Utrecht 2003, forthcoming.

<sup>36</sup> *Ibid.* See also: Dagmar Golly-Becker, *Die Stuttgarter Hofkapelle unter Herzog Ludwig III. (1554–1593), Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg*, 4 (doctoral diss., Tübingen 1992), Stuttgart, Weimar 1999), pp. 105-107, 237.

schöne kunstliche vrwerck, Musicalische instrumenta. Oben her hangen effigies illustrium et doctorum virorum, Item quadry die sich ad Musas schicken.<sup>37</sup>

2. In 1617 at the court in Stettin: “In diesem grosen Saal stehet auch ain schön groß Concert oder Concent von Pfeiffen, Orgeln und andern Instrumentalischen Instrumenten.”<sup>38</sup>

3. In 1628 in the Kunstkammer collection in Ambras by Innsbruck, Hainhofer observed:

„16. Im Sechzehenden kasten stehen vnd hangen musicalische sachen...“<sup>39</sup>

4. Schloss Freudenstein, Freiberg, 1629: “Oben hats 4 Zimmer für musicanten vnd Cantzley parthey.”<sup>40</sup>

5. In 1629 in the Kunstkammer in Dresden he observed the display of instruments in the “Pfeiffenkammer”, and in the “schlagenden instrumentenkammer”: “sein auf vnderschiedlichen tischen vnd langen taflen sehr vil instrumenta...“<sup>41</sup>

## VII. The Instruments Mentioned by Hainhofer

The following displays Praetorius’ categories of instruments, as depicted in the Tables in the *Theatrum Instrumentorum*. Each category will carry the (Roman) number with which it appears in Praetorius’ Tables. Some of the long titles of the Tables have been shortenend. Hainhofer’s descriptions of specific instruments will be added under each of Praetorius’ instrument category in the following way:

If the entrees are found in the correspondence they will be shown first. All other entrees from the travel-diaries are shown thereafter, and those under the heading Dresden refer to Hainhofer’s visit in Dresden 1629.

### Table I: Alt Positiff

Dresden:

- „Ain schön von lauterm holz vnd perspectiven eingelegtes *positiv*, in welchem die pfeiffen auf sechserley art, alle auch von holzzügen, von ainem tischer gemacht worden.“ (In the Kunstkammer of the Churfürstin in Dresden)<sup>42</sup>

- „Ain schöner tisch von mancherley farbichten marmor, alabaster, Serpentin vnd andern stainer, wie ein altar gezieret, mit säulen, bildern vnd figuren, in welchem

<sup>37</sup> Doering, Beziehungen, pp. 274, 275.

<sup>38</sup> Medem, p. 41.

<sup>39</sup> Doering, Reisen, p. 86.

<sup>40</sup> Doering, Reisen, p. 154.

<sup>41</sup> Doering, Reisen, pp. 231-235.

<sup>42</sup> Doering, Reisen, p. 173.

auch ain *positiv* von stainen zu befinden.“ (In the Kunstkammer of the Churfürstin in Dresden)<sup>43</sup>

Table II: Orgel

Hainhofer gives numerous accounts of organs that he has seen in the churches in different cities or at the courts.

Some examples:

- „Edern ½ meil wegs, dises ist ain amptstättlin von 500 häusern hat aine veberaus artige (von schönen durch vnd durch mit biblischen Historien gemahlten vnd geschnizelten altären, 2 orglen, 2 cantzlen, 1 tauffstain, boorkirchen vnd gestülen) gezierte kirchen.“ (Liebfrauenkirche in Öderan)<sup>44</sup>
- „Ain Orgel mit lerchensang“ (16. Kasten Innsbruck)<sup>45</sup>
- „Ain schönes *orgelwerck*, an welchem das geheus, pfeiffen, bilder, clavier, piramides, vnd alles was daran zu sehen, aus mancherley farbichten glas, von ainem Milanese gemacht worden.“ (In the Kunstkammer of the Churfürstin in Dresden)<sup>46</sup>
- „Auf der rechten seiten beym trisor, kommet aine grosse orgel, deren pfeiffen aus grünem serpentinstain gedrehet sein.“ (In the *neue lusthause* in Dresden)<sup>47</sup>
- „hüpsche und gute Orgel mit ainen Cornetgesang (auf der man vor und nach der Predig gespilt hat).“ (Stettin)<sup>48</sup>
- „Die kirchen hat gegen dem altar zwo orgeln nebeneinander.“ (St. Michaelskirche in Munich)<sup>49</sup>
- „Der baarfüßer münch kirchen ... haben aine feine orgel und lustig uhrwerck darbei, so alle stund gehet, den englischen gruß schlecht, und ain engel posaunet.“ (Munich)<sup>50</sup>

Table III: Nürnbergisch Geigenwerck

Praetorius calls this instrument a ‘GeigenInstrument’, or ‘GeigenClavicymbel’

In Dresden Hainhofer hears music played “...auf aim langen cypressinen *instrument*, so man einfach wie ain instrument, doppelt aber wie *geigen vnd harffen* kan iehen machen, auch ain octav darbey hat.” Perhaps this was indeed a Geigenwerck.<sup>51</sup>

This is also the place to mention two exceptional instruments:

<sup>43</sup> Ibid., p. 177.

<sup>44</sup> Ibid., p. 150.

<sup>45</sup> Ibid., p. 86.

<sup>46</sup> Ibid., p. 172.

<sup>47</sup> Ibid., p. 216.

<sup>48</sup> Medem, p. 84.

<sup>49</sup> Langenkamp, p. 180 see also: p. 161 n. 257

<sup>50</sup> Ibid., p. 183.

<sup>51</sup> Doering, Reisen, p. 239.

- „Ain Clavier mit 42 glöggen, sehr lieblich“<sup>52</sup>

- „Ain instrument von glas“ (Innsbruck)<sup>53</sup>

Table IV: Positiff, Regahl

Dresden:

- „Ain instrument, vnd blaspfeiffen darbey mit ainem aufgesteckten stern, den der wind von ainer absonderlichen pfeiffen im schlagen vmblauchfen machen, wie bey den 3 magis im Evangelio.“<sup>54</sup>

- „Vier schöne brettspil, ains von eingelegtem holz... in ainem ist ain Regal mit samt den blasbälgen vnd die stain von Romischem bildnus vnd silber...“ (Kunst-kammer)<sup>55</sup>

Table V: Groß Contra-bas-Geig, lang Romanische Theorba: Chitarron, groß sechs Chörichte Cither, Magdeb: Sackpfeiff

Dresden:

- „1 gar grose baßgeigen“<sup>56</sup>

Table VI: Clavicymbel, so eine Quart tieffer alls Chor-thon, Octav-Posaun, Groß Doppel Quint-Pommer, Violone, Groß Viol-de Gamba Bass

- „Passpommer zum fagott“<sup>57</sup>

- „6 Großen Geigen“ (see Table XX)<sup>58</sup>

Dresden:

- „Octav posaun, die sie für rara halten“<sup>59</sup>

Table VII: Zwolff Chörichte Cither, sechs Chorichte Cither

Dresden:

- „Ain messine vnd aine hilzine *zitterlautten*, auf dene Ihre Churfr.Drl. in Ihren iugend gespilt haben, wie (dann) Ihre Drl. die music (noch) gerne hören, vnd sonderlich der ältere Prinz sich auch derselben fast delectieret.“<sup>60</sup>

Table VIII: Posaunen, Cornetten, Zincken, Trommer, Jäger Trommer, Hölzern Trommer

In Hainhofers travel-diaries are numerous references to ‘trometer’ (see also Table XXIII)

---

<sup>52</sup> Ibid., p. 234.

<sup>53</sup> Ibid., p. 86.

<sup>54</sup> Ibid., p. 234.

<sup>55</sup> Ibid., p. 170.

<sup>56</sup> Ibid., p. 232.

<sup>57</sup> Gobiet, letter no. 1290.

<sup>58</sup> Ibid., p. 670.

<sup>59</sup> Doering, Reisen, p. 231.

<sup>60</sup> Ibid., p. 232.

- „und haben mir auch etliche vnderschiedliche 4. 5. 6. 7. stimmige zwerchpfeiffen werkh, *Cornet*, flautten, *posaunen*, ain klaines artiges Spanisch panderlin, 1. Indianische trompetten...“<sup>61</sup>

- „Posaunen“<sup>62</sup>

- „Hörener Zinken“<sup>63</sup>

- „Cornet“<sup>64</sup>

Dresden:

- „quint-terz- tenor, Etliche klaine discant posaunen“<sup>65</sup>

- „Vier helffenbainine cornet, mit silber beschlagen“<sup>66</sup>

- „2 schöne helffenbainine beschlagene cornet, aus ganzen stucken, in Italien gemacht.“<sup>67</sup>

- In the *Zeughaus*: „In der höhe hangen vil eroberte vnd verehrte fahnen, vnd cornet, auch paucken vnd trumlen.“<sup>68</sup>

Table IX: Blockfloten. Dolzflöte. Querflöten/ ganz stimmwerck. Schweizer Pfeiff. Stamentien. Klein Paucklin: zu den Stamentien Pfeifflin zugebrauchen.

- „so solte ich die Venedische gaigen vnd *pfeiffen* auch mitschickhen, vnd vast aine ganze küsten voll musicalische bücher, die dazue gehören, allerhand authorum...“<sup>69</sup>

- „D. Marcj Capellmaister hat nichts geschribenes von musicalischen stukhen, will aber frische getrukhte zusammen tragen, und offeriert ain vortreflich concert von lieblichen viole di gamba, und von *gläsernen suavj flutj*, der gleichen nie gesehen worden, so Er will a sua spesa herauß schükhen.“<sup>70</sup>

- „Die *Englische zwerchpfeiffen* haben aufsez, vnd wan man die aufsätz ab nimmet, so khan man all eben wol darauf pfeiffen.“<sup>71</sup>

- „etliche vnderschiedliche 4. 5. 6. 7. stimmige *zwerchpfeiffen werkh*.“<sup>72</sup>

- „flautten“<sup>73</sup> (1290)

- „ist ain 5. stimmig *zwerchpfeiffenwerkh* darunder schön oben vnd vnden mit silber beschlagen alle auß buchßbaum, die fueteral sein etwas alt, aber mit gerin-

<sup>61</sup> Gobiet, p. 689.

<sup>62</sup> Ibid., p. 689.

<sup>63</sup> Ibid., 689.

<sup>64</sup> Ibid., p. 689.

<sup>65</sup> Doering, Reisen, p. 231.

<sup>66</sup> Ibid., p. 232.

<sup>67</sup> Ibid., p. 233.

<sup>68</sup> Ibid., p. 214.

<sup>69</sup> Gobiet, pp. 670, 671.

<sup>70</sup> Ibid., p. 669.

<sup>71</sup> Ibid., p. 689.

<sup>72</sup> Ibid., p. 689.

<sup>73</sup> Ibid., p. 689.

gen vncosten die schloß zuernewern oder außzubuzen, vnd wan vberige zeit verhanden gewest were, wollte Ichs selber vor dem versenden haben renoviern lasse.<sup>74</sup>

- „so sein stimwerkh darunder, deren aines vnder .60. taler nit ist gemacht worden vom beruemtten *Christoph Raff*, dessen zaichen auf *allen pfeiffen* ist.“<sup>75</sup>

- „Die küsten mit 6. großen geigen, in forma magnitudine different, habe ich auß gepact vnd darbey ein futeral gefonden, mit 4. *schönen gläsernen pfeiffen* alß discant, tenore, basso vnd alto, die wol aine raritet sein...“<sup>76</sup>

- „so ist Philipp Roth nit ohngenaiget, EFG noch vnderthänigst aufzuwarten, vnd die gesante musicalische instrumenta mit seinen 2. söhnlén zubauchen, darunder sonderlich die *gläserne pfeiffen* rar sein.“<sup>77</sup>

Dresden:

- „Grose Fluten“<sup>78</sup>

- „Acht stamen stimmpfeiffen, iede nur mit 3 löcheren.“<sup>79</sup>

- „Baugglin vnd ain pfeiffen zusammen, das man mit der ainen hand pfeiffet, vnd mit der andern baugget.“<sup>80</sup>

- „Grosse querpfeiffen“<sup>81</sup>

- „Klaine querpfeiffen“<sup>82</sup>

- Hainhofer hears music played on flutes of glass: „etliche gläslein sein hinein gepffiffen“<sup>83</sup>

Table X: Sordun, Fagott, Kortholz, Stimmwerck Racketten

- „Ain cornet fagot“<sup>84</sup>

Dresden:

- „Fagotten“<sup>85</sup>

- „Raketpfeiffen, so gar kurz, aber dick, runds vmb voller löcher sein, vund so tieff klingen, als der grosse pommer.“<sup>86</sup>

<sup>74</sup> Ibid., p. 689.

<sup>75</sup> Ibid., p. 689.

<sup>76</sup> Ibid., p. 670.

<sup>77</sup> Ibid., p. 701.

<sup>78</sup> Doering, Reisen, p. 231.

<sup>79</sup> Ibid., p. 232.

<sup>80</sup> Ibid., p. 232.

<sup>81</sup> Ibid., p. 233.

<sup>82</sup> Ibid., p. 233.

<sup>83</sup> Doering, Reisen, p. 239.

<sup>84</sup> Gobiet, p. 689.

<sup>85</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>86</sup> Ibid., p. 233.

Table XI: Pommers, Schalmei, Bagpipes

- „Schalmeien“<sup>87</sup>
- „Passpommer zum fagott“<sup>88</sup>
- Dresden:
- „Aine schallmäyen“<sup>89</sup>
- „Etliche bomar. Dises sein lange vnd kurze hilzine pfeiffen.“<sup>90</sup>

Table XII: Bassanelli, Schryari, Kortholz, Sordun

- Dresden:
- „Passemblen“<sup>91</sup>

Table XIII: Basset Nicolo, Krumbhörner, Stille Zincken, Sackpfeif

- „Krumbhörenlen“<sup>92</sup>
- „Hörener Zinken“<sup>93</sup>
- „vnd cornet dj mutj ist auch darbey...“<sup>94</sup>
- Dresden:
- „Krumm hörner pfeiffen“<sup>95</sup>
- „Stille cornet“<sup>96</sup>

Table XIV: Spinetten: Virginal (in gemein Instrument genant) so recht Chor-  
Thon.

- „Vnder dem Tischlat, auf dem ainem haubte, zeticht man herfür ein schönes, gemahltes Zipressines *Instrument*, darauf zu spilen.“<sup>97</sup>
- Dresden:
- „Ain *instrument*, auf welchem ihre 3 zumal schlagen können, auf dreyerlej clavier, iedes auf ainer besondern seiten.“<sup>98</sup>
- „Ain *instrument* mit 2 lidernen riemen am hals zu tragen, vnd im gehen auf dem clavier (so oben offen ist) zu spilen.“<sup>99</sup>

---

<sup>87</sup> Gobiet, letter no. 1290.

<sup>88</sup> Ibid., letter no. 1290

<sup>89</sup> Doering, Reisen, p. 231.

<sup>90</sup> Ibid., p. 231.

<sup>91</sup> Ibid., p. 232.

<sup>92</sup> Gobiet, p. 689.

<sup>93</sup> Ibid., letter no.1290.

<sup>94</sup> Ibid., p. 689.

<sup>95</sup> Doering, Reisen, p. 233.

<sup>96</sup> Ibid., p. 233.

<sup>97</sup> Gobiet, p. 819.

<sup>98</sup> Doering, Reisen, p. 234.

<sup>99</sup> Ibid., p. 234.

- „Ain *instrument*, das man mit den händen creuzweis schlagen mues, weil der discant zur lincken, der bassus aber zur rechten hand stehet, vnd also gepesch mit saiten bezogen ist.“<sup>100</sup>
- „ain *clavier* vornen mit 1 register auf der rechten seiten mit 4 vnd auf der lincken mit 5 Registern.“<sup>101</sup>
- „Ain lieblich lautend *clavier*, alles nur von papir oder cardon gemacht.“ (In the Kunstkammer of the Churfürstin in Dresden)<sup>102</sup>
- „In disem vorzimmer stehet ain gevierter, oben gemahlter tisch, der gehet an 4 seiten auf, und sein viererlei *instrumenta* darinnen, die man alle zusammen stimmen kan.“<sup>103</sup>

Table XV: Clavicytherium, Clavichordium, Gemein Clavichord

Dresden:

- „Ain instrument, dessen besaitedes corpus, wie aine harpfen, in die höhe aufgerichtet ist, vnd das clavier vnden hat.“<sup>104</sup>

Table XVI: Paduanische Theorba, Laute mit abzügern oder Testudo Theorbata, Chorlaute, Quinterna, Mandoraen, Sechs Chörichte ChorCithern, klein Englisch Citherlein, Klein Geig, Posche.

(NB. Spelling also: ChorZitter, Zitterlein.)

- „Wegen Philippj Rothen, musicj, sein aufgeben worden 2. vaß mit lautten, bettgewand, vnd zihngeschür, mit nebenstehende zaichen vnd numeris gemerkhet.“<sup>105</sup>
- „Das kleine helfenbainine padoanische *lautlin* vnd klaine helfenbainine geiglin, wie auch die confecturen verehere Ich dem Jüngsten Prinzen vnd Jüngsten Prinzessin.“<sup>106</sup>
- „I. khlein helfenbainin lautlin in sauberm fueteral.“<sup>107</sup>
- „I. khlein helfenbainin Geiglin, auch in einem saubren fueteral.“<sup>108</sup>
- „ain klaines artiges Spanisch panderlin“<sup>109</sup>

Dresden:

- „Ain messine vnd aine hilzine *zitterlautten*, auf dene Ihre Churfr.Drl. in Ihren iugend gespilt haben, wie (dann) Ihre Drl. die music (noch) gerne hören, vnd sonderlich der ältere Prinz sich auch derselben fast delectieret.“<sup>110</sup>

<sup>100</sup> Ibid., p. 235.

<sup>101</sup> Ibid., p. 239.

<sup>102</sup> Doering, Reisen, p. 220.

<sup>103</sup> Langenkamp, p. 162.

<sup>104</sup> Doering, Reisen, p. 234.

<sup>105</sup> Gobiet, p. 773.

<sup>106</sup> Ibid., p. 805.

<sup>107</sup> Ibid., p. 809.

<sup>108</sup> Ibid., p. 809.

<sup>109</sup> Gobiet, 689, letter no. 1290.

- „Klaine lautlein“<sup>111</sup>
- „2 schöne geigen vnd 1 lauten, aller mit perlenmutter ein-gelegt, die dachstern mit stainen gezieret.“<sup>112</sup>
- „1 Schone weisse helfebainine *Paduaner lauten*, an dero ich, als ich nur ain wenig darauf geschlagen, lieblichen resonantz gefunden.“<sup>113</sup>
- „Teorben“<sup>114</sup>
- „Ain Spannische theorben“<sup>115</sup> (16. Kasten Innsbruck)
- Hainhofer hears the spanish musician Navarra (living in Mantua) who “...in die *guitarren* ueber tisch gesungen...” (Innsbruck)<sup>116</sup>
- „Alß man für diß zimmer heraußkompt, hangt aine gar große *lauten*.“ (Munich)<sup>117</sup>

Table XVII: Bandora, Orpheoreon, Penorcon, Italienische Lyra de Gamba

See Table XX

Table XVIII: Harffen, Hackebrett

Hainhofer recommends the skills of Magister Moses Herrman to Duke August d. J. of Braunschweig-Wolfenbüttel:

- „Ain excellenter musicus vocalis et instrumentalis auf der Orgel, Instrument, groß vnd klainen geigen, *harpfen* vnd lauten; Ein vortrefflicher schachspüler.“<sup>118</sup>  
Dresden:
- „Beÿ der mahlzeit höreten wir aine liebliche Musicam auf ainer harpfen, vnd ainem gar langen neuen instrument, ainer harpfen lauten.“<sup>119</sup>
- „2 harffen“<sup>120</sup>
- Hainhofer describes musicians seated at the table for a meal: “1 disch mit hackbrettierer, dises sein musicanten mit hackbrett vnd hültzinen glächter.”<sup>121</sup>

Table XX: Violn de Gamba, Viol Bastarda, Italienische Lyra de bracio

- „Violinen“<sup>122</sup>

---

<sup>110</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>111</sup> Ibid., p. 232.

<sup>112</sup> Ibid., p. 232.

<sup>113</sup> Ibid., p. 232.

<sup>114</sup> Ibid., p. 232.

<sup>115</sup> Ibid., p. 86.

<sup>116</sup> Ibid., p. 62.

<sup>117</sup> Langenkamp, p. 170.

<sup>118</sup> Gobiet, p. 361.

<sup>119</sup> Doering, Reisen, p. 230.

<sup>120</sup> Ibid., p. 232.

<sup>121</sup> Ibid., p. 208.

<sup>122</sup> Gobiet, letter no. 1290.

- „D. Marcj Capellmaister hat nichts geschribenes von musicalischen stukhen, will aber frische getrukhte zusammen tragen, und offeriert *ain vortreflich concert von lieblichen viole di gamba*, und von gläsernen suavj flutj, der gleichen nie gesehen worden, so Er will a sua spesa herauß schükhen.“<sup>123</sup>

- „Die küsten mit 6. *großen geigen*, in forma magnitudine different, habe ich auß gepact vnd darbey ein futeral gefonden, mit 4. schönen gläsernen pfeiffen alß discant, tenore, basso vnd alto, die wol aine raritet sein; habe alles dem Rothen, vnd dem bawman (welcher auf dem dombstiftt ain vortrefflicher violisto di gamba, vnd darzue ein Cornetist ist, auch ein Componist) gezaiget, die diese instrum:ta hoch verpreysten, vnd sagen, das die *geigen* vom berümbtesten Italianischen maister, *Siiliano* genant, gemacht worden seyen, der in 100 Jahren gelebt habe, vnd das EFG diese instrum:ta keines weegs außhanden lassen sollen, etliche saiten sein gesprungen, an deren statt ich neue habe aufziehen lassen, vmb wann der Porro herkommet, sie zum gebrauch fertig zuhalten.“<sup>124</sup>

- „so solte ich die *Venedische gaigen* vnd pfeifen auch mitschickhen, vnd vast aine ganze küsten voll musicalische bücher, die dazue gehören, allerhand authorum...“<sup>125</sup>

Dresden:

- „Etliche violen“<sup>126</sup>

It is particularly difficult to know which instrument hides behind the name ‘lyren’. It might be the ‘Italienische Lira de braccio’ (Table XX), the ‘Italienische Lyra de Gamba’ (Table XVII), the ‘Bawren Lyren’ (Table XXII), or the ‘unbekannte und ungewöhnliche Art von Leyren’ (antique, as seen in Table XLI).

- „2 Italianische lyren“<sup>127</sup>

- „1 teutsche gemaine lyren“<sup>128</sup>

- „Im eck dises zimmers, lasset sich aine liebliche tafel music, vnd sonderlich ain Frantzösischer geiger (der auff ainer geigen 3 stimmen macht,) hören.“ (Innsbruck)<sup>129</sup>

#### Table XXI: Geigen, Trumscheidt, Scheidtholt

See also Table XX: the name ‘*geigen*’ was often used in its meaning of ‘viola da gamba’, as can be seen in the correspondence about the ‘Venedische gaigen’ (see above).

- „1. khlein helfenbainin Geiglin, auch in einem saubren fueteral“<sup>130</sup>

<sup>123</sup> Ibid., p. 669.

<sup>124</sup> Ibid., p. 670.

<sup>125</sup> Ibid., pp. 670, 671.

<sup>126</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>127</sup> Ibid., p. 232.

<sup>128</sup> Ibid., p. 232.

<sup>129</sup> Ibid., p. 58.

- „1. geigen in verschloßnem fueteral für den jungen Adler.“<sup>131</sup>
- „Das kleine helfenbainine padoanische lautlin vnd klaine helfenbainine *geiglin*, wie auch die confecturen verehere Ich dem Jüngsten Prinzen vnd Jüngsten Prinzessin...“<sup>132</sup>

Dresden:

- „2 *schöne geigen* vnd 1 lauten, aller mit perlenmutter ein-gelegt, die dachstern mit stainen gezieret.“<sup>133</sup>
- „Im eck dises zimmers, lasset sich aine liebliche tafel music, vnd sonderlich ain Frantzösischer geiger (der auff ainer geigen 3 stimmen macht,) hören.“ (Innsbruck)<sup>134</sup>

Table XXII: Bawren Lyren, Schlüssel Fiddel, Strohfidel, Jägerhörner, Triangel, Singkugel, Morenpaucklin, Glocken, Cimbeln (Schellen)

See also Table XX

- „Polnische Sackpfeifen“<sup>135</sup>
- „Spinnrädlin mit verborgnen cymbalis“<sup>136</sup>
- „Ain gestochne Singkugel oder Würfel.“<sup>137</sup>

Dresden:

- „*Hilzin gelächter*, welches man auf stroobauschlein leget, vnd mit 2 schlegelein darauf schlegt.“<sup>138</sup>
- „Ain *instrument wie aine baßgeigen*, deren krummen kragen ainer an die lincke achsel hänget, vnden ain vmschlag bretlin aufrichtet, so das instrument ain wenig vom leib hinaus stehen machete, vnd man dann auf dem clavier spilen kan.“<sup>139</sup>
- In the Kunstschrank ordered by Duke August d. J. for his wife Sophie Elisabeth von Mecklenburg 1636: “Ain vergultner, gestochner 20 passeter *singwirfel* oder cymbalum.”<sup>140</sup>
- „Singkugel oder Cymbalo, mit 24 passen und künstlich darauf gestochen.“<sup>141</sup>

---

<sup>130</sup> Gobiet, p. 809.

<sup>131</sup> Ibid., p. 809.

<sup>132</sup> Ibid., p. 805.

<sup>133</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>134</sup> Ibid., p. 58.

<sup>135</sup> Gobiet, p. 689.

<sup>136</sup> Ibid., pp. 750-752, 759.

<sup>137</sup> Ibid., p. 819.

<sup>138</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>139</sup> Ibid., p. 234.

<sup>140</sup> Ibid., p. 293.

<sup>141</sup> Ibid., p. 137.

Table XXIII: Heerpaucken, Soldaten Trummeln, Schweizer Pfeifflin

There are numerous entrees in the travel-diaries that describe the ceremonial use of 'trometer vnd heerpaugen'. (See also above: Representative Splendour)

The description of 'trometen vnd herrpaucken' is especially interesting in a description of dance at the court in Munich:

- „Nach dem pancket, welches bei zwo stund gewehret, ist man zum danz in den saal gangen ... Als nun jeder fürst sein vorders (vorgetantz) gehabt, haben die *trometen und herrpaucken* aufgehört, und hat man angefangen, die saitenspill nemmen und etlich paar zugleich und auch die herrn und der adel anfangen tanzen...<sup>142</sup>

- In the *Zeughaus*: „In der höhe hangen vil eroberte vnd verehrte fahnen, vnd cornet, auch *paucken vnd trumlen*.<sup>143</sup>

For *trummel* see also above: Representative Splendour.



Abb. 3: „Singwürfel“. (Uppsala universitet)

Table XXIX: Satyri Pfeiffen, Americanisch Horn oder Trommet, etc.

Dresden:

- „Flott oder satyr pfeiffen, wie die orgeln.<sup>144</sup>

Table XXX: Türkisch, Americanisch, Moscovitisch, Indianisch, etc.

Dresden:

- „Etliche Türkische streitkolben vnd axten mit pfeiffen.<sup>145</sup>

Table XXXI: Indianische Instrumenta

- „1. Indianische Posaune aus Holz<sup>146</sup>

- „1. Indianische trompetten<sup>147</sup>

- „2. persianische handbögen<sup>148</sup>

<sup>142</sup> Langenkamp, p. 238.

<sup>143</sup> Doering, Reisen, p. 214.

<sup>144</sup> Ibid., p. 233.

<sup>145</sup> Ibid., p. 231.

<sup>146</sup> Gobiet, letter no.1290.

<sup>147</sup> Ibid., p. 689.

<sup>148</sup> Ibid., p. 772.

Dresden:

- „Aine *geigen*, deren bauch von ainer *Indianischen nus*, aber mit menschenhaut bedeckt ist, 3 saiten darüber gezogen sein, hüpsche fidelbogen hat.“<sup>149</sup>
- „Indianische *geigen*“<sup>150</sup>
- „Tapas, auf dessen saiten man mit ainem sammetinen kleppel schlegt, vnd ain *Indianisch instrument* ist.“<sup>151</sup> (232/3)
- „Aine andere art von *satyr pfeiffen*, welches ain *Türkische art* ist, wie ain bretlin voller löchlen.“<sup>152</sup>

Table XXXVI: Hackebrett. Eine sonderbare Laute/wird nach Art der Harpfen tractiret (Harfenlaute). Ein gar Alt Italianisch Instrument

Dresden:

- „Beÿ der mahlzeit höreten wir aine liebliche Musicam auf ainer harpfen, vnd ainem gar langen neuen instrument, ainer *harpfen lauten*.“<sup>153</sup>
- „Vnder wehrender mahlzeit haben wir aine liebliche tafelmusic gehört,....Darnach auf der grossen baßgeigen allain, auf der *harffen lauten* allain.“<sup>154</sup>

Table XL: Cymbeln, und paucken (bey den Alten)

Dresden:

- „Zwayerlej Bägglein mit schellen vnd cimbalis.“<sup>155</sup>

Table XLII: Sambuca; Sittrum; Vtrculus; Crotalum (Triangle); Tibiae; Fistula oder Hirten-pfeiffe/ davon Virgilius in Bucolis; Cicuta.

- „Panflöte“<sup>156</sup>

Dresden:

- „Ain dreÿangel mit schellen“<sup>157</sup>
- „Aine andere art von *satyr pfeiffen*, welches ain *Türkische art* ist, wie ain bretlin voller löchlen.“<sup>158</sup>

Theatrical instruments:

March 11/21, 1616, Stuttgart:

---

<sup>149</sup> Doering, Reisen, p. 232.

<sup>150</sup> Ibid., p. 232.

<sup>151</sup> Ibid., pp. 232, 233.

<sup>152</sup> Ibid., p. 233.

<sup>153</sup> Ibid., p. 230.

<sup>154</sup> Ibid., p. 239.

<sup>155</sup> Ibid., p. 231.

<sup>156</sup> Gobiet, letter no. 1540.

<sup>157</sup> Doering, Reisen, p. 231.

<sup>158</sup> Ibid., p. 233.

„... Vast vmb 11 Vhrn inn der Nacht ist man erst zur Tafel gangen, vnnd allss man ein weil gesessen, seindt die Musicanten auss dess regierenden Herrn Vorgemach vber den Dennen (oder Plätz) inn die Ritterstuben in alten teutschen Soldatenklaidern schwartz vnnd gelb, mit aussgezogenen Ermeln, langen Hosen, vnnd Lätzen, vnnd sammätin hohen Bareten mit Federlen, alles new, mit irem Spil der Trommell vnnd Pfeiffen vorher aufgetreten immer Baar vnnd Baar, vmb die Fürstentafell herumb gezogen, allss 2 mit langen Raisspiessen, 2 mit Musketen, vnnd wie sie vmb die Tafel herumb kommen, haben sie ihre Obwehren abgenommen, 2 Hauffen, den ainen oben, den andern vnden bey der Tafel, gemacht, vnd aus iren Obwehren ein Hauf nach den andern gar lieblich angefangen zue musiciern.

Allss sie nun ein weil also Music Instrumentali gemusicirt, vnd echones gemacht, so ist darnach Musica vocalis auch darein gangen, vnd haben sies zum 3 mahl verkert, vnd dise vermaindte Landtsknecht durch ire Knäbelbärt auf den Waffen guete Arbeit gemacht, welliches der Princessin vnd dem Herrn Churfürsten seer wolgefallen, dass sie auss rechten Waffen so lieblich gemusicirt haben, welliche Instrumenta vnnd Music Herzog Ludwig löblicher Gedechtnuss, machen, vnnd inventiern lassen. Allss nun dise Music vast 3/4 Stund gewert, ist sie wider vmb die FürstenTafell herumb gezogen, vnd zue vnderst vor der Tafel aus iren Musceten geschossen.“<sup>159</sup>

---

<sup>159</sup> Oechelhäuser, pp. 295, 296.

## Jean Pauls ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei‘ im geistesgeschichtlichen Kontext

Theo Stammen

Für Irene Lamberty

### I. Einführung

Dieser Vortrag beabsichtigt hauptsächlich, sich mit einem kurzen Text aus Jean Pauls Roman ‚Siebenkäs‘ (1796) zu befassen, der in der deutschen, aber auch der europäischen Literatur schwerlich seinesgleichen findet. In der Komposition des Romans bezeichnet Jean Paul ihn als (erstes) ‚Blumenstück‘ und gibt ihm den außerordentlichen Titel ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei‘.<sup>1</sup>

Damit nimmt Jean Paul (1763–1825), dieser größte Anti-Klassiker der deutschen Literatur, ein Thema wieder auf, das ihn seit 1789, dem Jahr des Ausbruchs der Französischen Revolution, wiederholt literarisch beschäftigt und zu dem er verschiedene textliche Vorstufen entworfen hatte: Drei solcher Vorstufen sind bekannt und z. T. auch textlich überliefert (vgl. G. Neumann, Transgressionen). Die bekannteste von ihnen trägt den anderen bemerkenswerten Titel ‚Des toten Shakespear’s Klage unter toten Zuhörern in der Kirche, dass kein Gott sei.‘ Er findet sich in dem Jugendwerk Jean Pauls ‚Abrakadabra oder Die bairische Kreuzerkomödie am längsten Tag im Jahr‘ als ‚ernsthafte Zwischenakt‘<sup>2</sup>.

Zeitlich zwischen diesen beiden Variationen des Themas gibt es noch eine weitere, die als ‚Rede des Engels vom Weltgebäude‘ (1790) konzipiert, aber nicht publiziert wurde. Am allerersten Anfang steht noch ein Text aus dem Jahr 1789 mit der Überschrift ‚Schilderung des Atheismus. Er predigt, dass kein Gott sei‘, der in (noch) allegorischer Form das nämliche Thema umkreist.

Diese Serie bemerkenswerter Texte dokumentiert, dass das Thema des Atheismus, „daß kein Gott sei“, den Dichter Jean Paul offensichtlich zeitweise so intensiv beschäftigt hat, dass man berechtigterweise von einer Obsession sprechen kann.

So stellt sich schon hier – für die weitere Exposition dieses Versuchs – unabweislich die Frage, woher für Jean Paul dieses Thema den Charakter einer Obses-

---

<sup>1</sup> Jean Paul, Werke, Abt. I, Bd. 2, S. 270ff., im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert.

<sup>2</sup> Jean Paul, Werke, Abt. II, Bd. 2, S. 589ff.

sion erhalten haben mag. Die Suche nach einer Antwort zwingt dazu, über den Dichter Jean Paul und seine literarischen Texte hinauszublicken: auf die Epoche des letzten Drittels des 18. Jh. und ihre durch Erschütterungen verschiedenster Art sich wandelnden geistigen Grundstrukturen oder -befindlichkeiten. Zu den die Zeit grundlegend verändernden und zutiefst erschütternden Ereignissen gehört ohne Zweifel die große Französische Revolution, wie sie 1789 in Frankreich ausbrach, das Ancien Régime hinwegfegte und in einem knappen Jahrzehnt die europäische Wirklichkeit in Politik und Gesellschaft, aber auch in Philosophie und Literatur gründlich und nachhaltig veränderte. Es ist – vor allem durch Wolfgang Harichs Buch ‚Jean Pauls Revolutionsdichtung‘ (1974) – bekannt, dass Jean Paul zu den deutschen Intellektuellen zählte, die der Französischen Revolution positiv gegenüberstanden und der daher gelegentlich sogar unter die „deutschen Jakobiner“ aufgenommen wird.

Es ist indes hinlänglich bekannt, dass ein Ereignis von dieser Qualität und Reichweite und dieser welthistorischen Wirkung nicht ohne Vorbereitungen und Ankündigungen geschehen konnte und somit nicht auf ein einziges Datum (etwa den Sturm auf die Pariser Bastille oder auf den Schwur im Ballsaal) zurückzuführen ist. Bereits die Zeitgenossen, besonders die Sensiblen unter den Zeitkritikern aus Literatur und Philosophie, welcher Richtung auch immer, haben schon erhebliche Zeit vor dem Ereignis der Revolution gespürt, dass sich große und tief greifende Veränderungen auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens ankündigten: in Philosophie und Literatur zuerst, aber auch in den politischen und gesellschaftlichen Werteinstellungen und selbst in den religiösen Grundüberzeugungen. Nicht zufällig wird von maßgeblichen Autoren der Epoche – wie z. B. von Goethe – immer wieder die Metapher des Erdbebens angeführt: die Vorboten der Revolution wurden als ein unterirdisches Beben empfunden, das die Grundfesten der lange bestehenden gesellschaftlichen und politischen Ordnung erschüttern werde.

Die Metapher des Erdbebens drängte sich deshalb so nachdrücklich auf, weil es nur wenige Jahrzehnte vorher – 1755 – in der Wirklichkeit ein solches verheerendes Erdbeben gegeben hatte, dem die große und reiche Stadt Lissabon mit rund 50 000 Menschen zum Opfer gefallen war.

Dieses Erdbeben wurde von den Zeitgenossen nicht nur als ein schlimmes und verheerendes Naturereignis erlebt, sondern als der Zusammenbruch einer als stabil und unerschütterlich geglaubten Weltordnung erfahren, die man – aufgrund philosophischer und religiöser Erfahrungen – gern als die „beste aller Welten“ (Leibniz) zu begreifen suchte und die durch ihren anerkannten Ordnungscharakter den überzeugenden theologischen Rückschluss auf die Allmacht und Güte Gottes erlaubte. Leibniz hatte hierfür den Begriff der *Theodizee* geprägt und zum Grundgedanken seiner Philosophie in seinem Hauptwerk ‚Versuch einer Theodizee oder Gottrechts-Lehre von der Gütigkeit Gottes, Freiheit des Menschen und Ursprung

des Bösen‘ (1710) gemacht, mit dem er auf das philosophische Denken des 18. Jh. starken Einfluss ausübte.

Die diesem Theodizee-Gedanken zugrunde liegende Erfahrung von Welt und Ich erhielt durch das Ereignis des Erdbebens von Lissabon eine erste Erschütterung ihrer fraglosen Gültigkeit, die sich in zahlreichen literarischen Texten der Zeit von Voltaire, Rousseau, Kant bis hin zu Goethe widerspiegelt, in dessen Autobiographie ‚Dichtung und Wahrheit‘ wir noch einen Reflex dieses Ereignisses in den Gesprächen im Frankfurter Elternhaus des Dichters finden.

Die politischen Ereignisse der zweiten Hälfte des 18. Jh., die Kriege in Amerika und Europa und schließlich als absoluter Höhepunkt die Französische Revolution bringen weitere Wellen der Erschütterung der Welt und des Weltbildes, von der sich die zeitgenössische Philosophie und Literatur nachhaltig herausgefordert fühlten, sowohl in affirmativer oder apologetischer, das alte Denksystem verteidigender, als auch in kritischer, neues Denken befördernder Hinsicht.

Der von Leibniz so nachdrücklich vertretene Gedanke der Theodizee hatte dadurch viel von seiner Überzeugungskraft verloren; denn durch die Französische Revolution und durch die ihr zugrunde liegenden Ideen wurde zugleich mit dem gesellschaftlichen und politischen Ancien Régime auch die christliche Religion in ihren Grundlagen zutiefst getroffen. An die Stelle einer letztlich theologisch-christlich begründeten Weltanschauung treten jetzt – zumal in der englischen und französischen Aufklärung – philosophische Gedankensysteme, die die Existenz Gottes und den praktischen Sinn der Religion für den Menschen infrage stellen, ja leugnen und sich offen als materialistisch und atheistisch bekennen.

Die Kritik an den bestehenden Verhältnissen von Kirche und Religion, vor allem an ihrer engen institutionellen Verflechtung mit dem Ancien Régime in Staat und Gesellschaft, verdichtet sich zunehmend zu einer philosophisch begründeten Leugnung der Existenz Gottes. Wurden solche atheistischen Ideen, wenn sie öffentlich vertreten wurden, vor Ausbruch der Revolution von der strengen Zensur der absolutistischen Staaten überall in Europa noch unterdrückt, so konnten jetzt – nach der Revolution – solche Vorstellungen sich in der Öffentlichkeit frei entfalten und in den philosophischen Diskussionen zunehmend Einfluss gewinnen.

Wichtig ist festzuhalten, dass die Zeitgenossen der Französischen Revolution in Europa diese ‚Revolution des Geistes‘, d. h. der geistigen und geistlichen Grundlagen des alten Europas, durchaus verschieden aufnahmen und dazu Stellung nahmen: einerseits gab es genügend Anhänger des neuen Denkens, die die religionskritischen und atheistischen Doktrinen überzeugend in ihren Schriften formulierten und das Ende der Religion (als Ende auch der Herrschaft der Kirche) als Emanzipation des Individuums proklamierten und ihre Kräfte für eine Verbreitung dieses modernen antireligiösen und atheistischen Denkens nachdrücklich einsetzten.

Es gab andererseits aber auch nachdenkliche und sensible Zeitgenossen, die die Erschütterungen, die die Epoche der Revolution gebracht hatte, mit Sorge und Ängsten erlebten und die negativen Folgen und Gefahren dieser Erschütterungen für die Menschen und ihre Lebensordnungen in ihren Texten zu bedenken gaben und das Publikum warnten.

Zu dieser zweiten Gruppe gehört sicher auch der Dichter Jean Paul. Denn im ‚Vorbericht‘ zur ‚Rede des toten Christus‘ heißt es deutlich:

„Das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, welche blinken, rinnen, irren, zusammen- und auseinanderfliehen, ohne Einheit und Bestand. Niemand ist im All so sehr allein als ein Gottesleugner – er trauert mit einem verwaiseten Herzen, das den größten Vater verloren, neben dem unermesslichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist regt und zusammenhält.“ (S. 270)

Hier werden die destruktiven Wirkungen der Zerstörung des alten traditionell vom (christlichen) Gottesglauben bestimmten metaphysischen Weltbildes klar ausgesprochen: Die Einsamkeit und Verlassenheit des gottlosen Menschen und zugleich die Zerstörung der Natur als Schöpfung Gottes.

Diese deutliche Intention des Jean Paul’schen Textes lässt sich wohl auch aus der Fußnote erschließen, die der Verfasser an den Titel ‚Rede des toten Christus‘ angebracht hat; sie lautet:

„Wenn einmal mein Herz so unglücklich und ausgestorben wäre, dass in ihm alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, zerstört wären: so würd’ ich mich mit diesem meinem Aufsatz erschüttern und – er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben.“ (S. 270)

Hieraus wird klar, dass Jean Paul – bei aller Skepsis gegenüber Christentum und Religion, die ihn speziell in jungen Jahren überkommen hatte und die in seinen Jugendwerken zum Ausdruck kommt – mit seiner ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei‘ keinen Triumph über den Tod Gottes anstimmen will, im Gegenteil seine ‚Rede‘ als eine religiöse und moralische Aufrüttelung und Ermahnung der von diesen Erschütterungen betroffenen und unsicher gewordenen Menschen verstanden wissen will.

Diese vorläufigen Skizzierungen zeigen deutlich genug, dass die Rede Jean Pauls und ihre Vorstufen in einem dichten real- und geistesgeschichtlichen Kontext stehen, aus der sie in ihrer Begründung, Aussage und Zielrichtung erst angemessen erschlossen und verstanden werden können: als Ausdruck dieser komplexen geistigen, religiösen, gesellschaftlichen und politischen Erschütterung und Krise in der durch die Französische Revolution nachhaltig geprägten Umbruchssituation des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Diese ist nur mit Hilfe einer möglichst

„dichten Beschreibung“ (C. Geertz) aller oder doch vieler implizierter Faktoren angemessen zu erfassen und im Ganzen zu verstehen. Dazu gibt Jean Pauls ‚Rede‘ zugleich Anlass und Orientierung. Darum soll es im Folgenden gehen.

## II. Jean Pauls ‚Rede‘

Jean Paul, mit bürgerlichem Namen Johann Paul Friedrich Richter, geboren am 21. März 1763 in Wunsiedel, gestorben am 14. Nov. 1825 in Bayreuth, galt schon zu seinen Lebzeiten als einer der größten und erfolgreichsten Schriftsteller/Dichter der deutschen Literatur. An Popularität, besonders bei den Damen, konnte er es leicht mit Klassikern wie Goethe und Schiller aufnehmen. Seine umfänglichen Romane, heute auch unter Literaturfreunden kaum mehr als nach dem Titel bekannt, fanden reißenden Absatz beim Lesepublikum und entsprechend manche Auflagen. Neben den großen Romanen, unter denen ‚Hesperus‘, ‚Siebenkäs‘, ‚Titan‘ und ‚Flegeljahre‘ hervorrangen, blieben einige seiner Novellen länger im literarischen Bewusstsein lebendig. So vor allem die Idylle ‚Leben des vergnüglichen Schulmeisterlein Maria Wutz in Auenthal‘. Jean Paul war aber nicht nur ein Erzähler von Rang, sondern auch ein theoretisch-philosophischer Kopf, der sich in ‚Levana‘ über pädagogische Probleme verlauten ließ, in den ‚Politischen Fastenpredigten‘ zur aktuellen Politik Stellung bezog, in der ‚Vorschule der Ästhetik‘ eine bis heute immer wieder neu aufgelegte Ästhetik vorlegte und im ‚Clavis Fichtiana‘ sich mit dem subjektiven Idealismus Fichtes kritisch auseinandersetzte.

Er war also kein unbeschriebenes philosophisches Blatt, sondern kannte sich in der deutschen Philosophie der klassischen Epoche gründlich aus und unterhielt zu ihren wichtigsten Vertretern enge, auch persönliche Beziehungen.

Aus diesem weit gespannten und viele literarische Formen umspannenden Werk interessiert uns indes hier nur das erste ‚Blumenstück‘ aus dem Roman ‚Siebenkäs‘, der den vollen barocken Titel ‚Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel‘, erstmals erschienen 1796, trägt, und das ganze sechs Seiten umfasst.

Dieses ‚erste Blumenstück‘ ist seinerseits – wie schon mehrfach erwähnt – mit dem vielsagend provozierenden Titel ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei‘ überschrieben. Dieser Text, der aus einem (knapp anderthalbseitigen) ‚Vorbericht‘ und einer (viereinhalbseitigen) ‚Traumvision‘ besteht, soll uns jetzt näher beschäftigen.

Zunächst der ‚Vorbericht‘, der in mehr als einer Hinsicht den Eindruck einer Rechtfertigung und zugleich auch Entschuldigung der nachfolgenden Traumvision erweckt; Interpretieren meinen gelegentlich, er sei wohl hauptsächlich mit Rücksicht

auf die damalige Zensur geschrieben. Zu belegen ist dies kaum; wahrscheinlich ist dies eher nicht, zumindest nicht als leitende Hauptabsicht des Textes.

Viel eher darf man vermuten, dass es dem Dichter darum geht, die Wirkung des schier Ungeheuerlichen und Unerhörten der Traumvision auf den Leser „abzufedern“ und vorzubereiten. Das legt gleich der erste Satz nahe: „Das Ziel dieser Dichtung [damit ist die Traumvision gemeint] ist die Entschuldigung ihrer Kühnheit“ (S. 270).

Worin besteht nun die „Kühnheit“ dieses Textes? – Darin, dass hier zur Alltäglichkeit abgestumpfte Erfahrungen aus ihrer nivellierten Gleich-Gültigkeit herausgerissen und in einen neugeföhlten größeren existentiellen Erfahrungshorizont hineingestellt werden und zu einer Erschütterung der alltäglichen Selbstverständlichkeit föhren – so wie das Erdbeben von Lissabon den trotz allem aufrechtgehaltenen Glauben an die „Beste aller Welten“ nachhaltig und gründlich in Frage stellte.

Jean Paul formuliert diese Kontrasterfahrung im „Vorbericht“ gleich in zwei Varianten: in einer positiven und einer negativen. Die positive Variante formuliert er in dem allgemeinen Satz: „Man kann zwanzig Jahre lang die Unsterblichkeit der Seele glauben – erst im einundzwanzigsten, in einer großen Minute, erstaunt man über den reichen Inhalt dieses Glaubens, über die Wärme dieser Naphthaquelle“.

Die negative Variante, diesmal ganz persönlich gefasst, lautet: „Ebenso erschrak ich über den giftigen Dampf, der dem Herzen dessen, der zum ersten Mal in das atheistische Lehrgebäude trifft, erstickend entgegenzieht.“

Bemerkenswert ist, dass diese beiden inhaltlich so extrem gegensätzlichen Erfahrungen, die im ersten Satz mit einem „Erstaunen“, im zweiten mit einem „Erschrecken“ ausgedrückt werden, mit einem „Ebenso“ nicht entgegengesetzt, sondern eng korreliert werden – ein Hinweis vielleicht darauf, dass die existentielle religiöse Grunderfahrung das „Erstaunen“ und das „Erschrecken“ in sich zu verbinden vermag: das fascinosum mit dem tremendum des Religiösen.

Im Eigentlichen und Zentralen geht es in dieser ‚Rede‘ allerdings um das „Erschrecken“, das das „atheistische Lehrgebäude“, wie es dem Dichter im zeitgenössischen Denken begegnet, auslöst. Wie stark dieses Erschrecken ist, geht daraus hervor, dass die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele dem Dichter offensichtlich „geringere Schmerzen“ verursacht als die Leugnung der „Gottheit“, d. h. die Bestreitung der Existenz Gottes. Das vor allem wegen der unmittelbaren Folgen:

„dort (bei der Unsterblichkeit der Seele) verliere ich nichts als eine mit Nebeln bedeckte Welt (im Jenseits nämlich); hier (bei der Leugnung der Gottheit) verliere ich die gegenwärtige (Welt), nämlich die Sonne derselben; (denn:) das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und

zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, welche blinken, rinnen, irren, zusammen- und auseinanderfliehen, ohne Einheit und Bestand. Und dann der entscheidende, folgenreiche Satz: Niemand ist im All so sehr allein als ein Gottesleugner – er trauert mit einem verwaiseten Herzen, das den größten Vater verloren, neben dem unermesslichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist (= Gottheit) regt und zusammenhält.“ (S. 270/271)

Der zunächst diskursiv argumentierende Text der Vorrede ist bereits in eine radikal-beunruhigende Vision (in eine Unheilsvision) des aktuellen Weltzustandes übergegangen, die nachfolgende Traumvision präludierend.

Doch in den beiden letzten, abschließenden Absätzen des „Vorberichts“ kommt der Dichter noch einmal auf seine maßgebende Textintention zurück; sie lautet:

„Auch hab’ ich die Absicht, mit meiner Dichtung einige lesende oder gelesene Magister in Furcht zu setzen, da wahrlich diese Leute jetzo, seitdem sie als Baugefangene beim Wasserbau und der Grubenzimmerung der kritischen Philosophie in Tagelohn genommen worden, das Dasein Gottes so kaltblütig und kaltherzig erwägen, als ob vom Dasein des Kraken und Einhorns die Rede wäre.“ (S. 271)

Lässt man gerade diese letzten Sätze, die sich deutlich gegen die klassische deutsche Philosophie der Zeit wenden, auf sich wirken, so scheint es nicht glaubwürdig, hierin lediglich Rücksicht auf die damalige Zensur zu vermuten. Es geht dem Dichter ganz ohne Zweifel um die Sache, d. h. die Erfahrung des Atheismus, dass kein Gott sei, und deren Wirkung auf das individuelle wie kollektive Bewusstsein des (der) Menschen. Diese Sicht wird auch noch durch die Anmerkung bestätigt, die Jean Paul am Titel seiner ‚Rede‘ angebracht hat und die ganz auf seine persönlichste Erlebnisweise dieser gottlosen Welt bezogen ist; die Anmerkung lautet:

„Wenn einmal mein Herz so unglücklich und ausgestorben wäre, dass in ihm alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, zerstört wären: so würd’ ich mich mit diesem einen Aufsatz erschüttern und – er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben.“ (S. 270)

Darum geht es also letztlich bei dieser ‚Rede‘: sich selbst und den Leser zu erschüttern und die Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen und die zerstört und ausgestorben waren, wiederzubeleben.

Dieses Wiederbeleben oder Wiedererwecken ist aber nicht so leicht zu bewerkstelligen. Denn – wie wir noch zeigen werden – dieser Weg in den Atheismus, dass kein Gott sei, ist ja keine beliebige Willkürlichkeit, die auch unterbleiben oder vermieden werden könnte, sondern sie entwickelt sich konsequenterweise aus dem epochalen Geist der Aufklärung und ihrer auf der subjektiven Vernunft

der Menschen begründeten Philosophie der Autonomie und Freiheit, so dass es hier – wie Michel Foucault in seinem Aufsatz ‚Vorrede zur Überschreitung (Preface de la transgression)‘ (1963) ausführte – um nichts Geringeres als um die „Geburt des Atheismus aus dem Geiste der Aufklärung“ (G. Neumann) geht, also um eine notwendige Konsequenz der europäischen Aufklärung mit ihrem festen Glauben an die Absolutheit und Herrschaft menschlicher Vernunft und Freiheit.

Daher bedarf es für Jean Pauls Intention eines besonderen Verfahrens: des Verfahrens einer Traumvision. Gerhard Neumann hat unlängst in einem Aufsatz mit dem Titel ‚Traum und Transgression – Überlegungen zur Konstruktion eines Kulturmusters‘ an Beispielen aus Dichtungen von Calderon, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann sowie den Texten von S. Freud, die besondere poetische und auch philosophische Erkenntnisleistungsfähigkeit von Träumen und Traumvisionen durch ihre Fähigkeit der Transgression in eine andere (zweite) Realität erklärt, wodurch neue, bisher unbekannte, unerhörte Erkenntnisse und Einsichten in für den Menschen relevanten Wirklichkeitsstrukturen erschlossen werden können. Dies hat G. Neumann u. a. an Jean Pauls ‚Rede‘ aufgezeigt und unter Einbeziehung der Vorstufen herausgearbeitet, wie diese Traumvisions-Transgression als Erkenntnismittel der Dichtung im Falle von Jean Pauls ‚Rede‘ funktioniert, was sie in diesem konkreten Fall leistet. Dieses Erkenntnisverfahren der Transgression ist die eigentliche Textstrategie der ‚Rede‘.

Die Traumvision der ‚Rede‘ besteht ihrerseits aus zwei ungleich langen Textpassagen, deren erstere (und kürzere) die Herkunft des Traumbildes aus der Lokalgeschichte von Hof (in Nordbayern) zum Thema macht: Die zugrunde liegende Lokalsage erzählt alten Überlieferungen folgend von einer „Teufelsmesse“, die vor einer Totenversammlung gehalten wird. Jean Paul hat diese Sage zum Ausgangspunkt seiner Traumvision gemacht und sie zur dichterischen Inszenierung des Atheismus umgestaltet. Durch diese Umgestaltung, man könnte füglich auch sagen: Perversion der christlichen Messe gewinnt er die szenische Bühne, den Atheismus, dass kein Gott sei, zur Botschaft der neueren Philosophie zu machen und vorzutragen; dies mit Hilfe einer Reihe weiterer Perversionen christlicher Rituale und Formen: so wird z. B. das Evangelium (als Frohe Botschaft) in ein Dysangelium, in eine Unheilsbotschaft, (W. Rehm) verwandelt; die Predigt als Form der Verkündigung Gottes wird zur Form der Verkündigung dessen, dass kein Gott sei, pervertiert.

In der ersten Fassung des Textes ist der tote Shakespeare der Verkünder dieser „Schlimmen Botschaft“ (Dysangeliums), in der Fassung des ersten ‚Blumenstücks‘ aus dem ‚Siebenkäs‘ übernimmt Christus als toter (nicht als auferstandener!) Christus selbst diese Aufgabe der Verkündigung. Zwischendrin gibt es noch die Version mit dem Engel als Verkünder. Es versteht sich ohne weiteres, dass die Abfolge Shakespeare – Engel – Christus eine extreme Steigerung der Radikalität und Eindringlichkeit der Traumvision und ihrer perversen Botschaft bedeutet.

Man muss sich zunächst einmal auf der Ebene der Textinszenierung diese provozierenden Transversionen und Transgressionen verdeutlichen, um dann zusammen mit dem Inhalt dieser Botschaft die ganze Radikalität dieser Texte begreifen zu können.

Dabei fängt die Schilderung der Traumvision eher idyllisch an: „Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne auf einem Berge und entschlief. Da träumte mir ...“

So könnte Josef von Eichendorff eine Geschichte beginnen. Was ihm träumte, eröffnet aber bereits den Übergang in eine „zweite, andere Welt“: Denn: „da träumte mir, ich erwachte auf dem Gottesacker. Die abrollenden Räder der Turmuhr, die elf Uhr schlug, hatten mich geweckt.“

Er wacht also im Traum auf dem Friedhof auf, auf dem „alle Gräber aufgetan waren und die eisernen Türen des Gebeinhauses gingen unter unsichtbaren Händen auf und zu ... In den offenen Särgen schlief nichts mehr als die Kinder ... Über mir hörte ich den fernen Fall von Lawinen, unter mir den ersten Tritt eines unermesslichen Erdbebens.“ Lawinen und Erdbeben stehen – wie bereits oben angedeutet – als Metaphern für die epochale Erschütterung des (optimistischen) Weltbildes.

„Die Kirche (auf dem Friedhof) schwankte auf und nieder, von zwei unaufhörlichen Mißtönen, die in ihr miteinander kämpften und vergeblich zu einem Wohllaut zusammenfließen wollten.“ (S. 272)

Dies ist die äußere Topographie oder Szenerie der Traumvision, die an romantische Gruselromane (oder auch entsprechende Filme) erinnert. Die englische ‚Gothic Novel‘ war damals gerade erfunden und in Mode gekommen; auch die ‚Nachtwachen des Bonaventura‘ von Klingemann gehören in dieses Genre.

Die zweite Szene spielt in der Kirche, in die der Traum-Erzähler eintritt und wahrnimmt, dass alle (Toten-)Schatten um den Altar standen „und allen zitterte und schlug statt des Herzens die Brust.“

„Nur ein Toter, der erst in die Kirche begraben worden, lag noch auf seinem Kissen ohne eine zitternde Brust, und auf seinem lächelnden Angesicht stand ein glücklicher Traum. Aber da ein Lebendiger (= der Traumerzähler) hineintrat, erwachte er und lächelte nicht mehr; er schlug mühsam ziehend das schwere Augenlid auf, aber innen lag kein Auge, und in der schlagenden Brust war statt des Herzens eine Wunde.“ (S. 272)

In dieser Traumwelt hat die Zeit ihren Sinn verloren: „Oben am Kirchengewölbe stand das Ziffernblatt der Ewigkeit, auf dem keine Zahl erschien und das sein eigener Zeiger war; nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die Zeit darauf sehen.“ (S. 272/273)

Soweit die Traumszenarie um den Altar in der Kirche aus der Perspektive des Traumvisionärs. In der dritten Passage des Textes kommt an dieser Stelle Dynamik in die Szene: „Jetzo sank eine hohe edle Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder und alle Toten riefen: ‚Christus! Ist kein Gott?‘ – Er antwortete: ‚Es ist keiner.‘“

Christus erläutert diese knappe Antwort, indem er sagt:

„Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab ... und schauete in den Abgrund und rief: ‚Vater, wo bist du?‘ ... und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, startete sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäute sich: – Schreiet fort, Misstöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht.“

Die entfärbten Schatten der Toten, die um den Altar stehen, von dem herab Christus seine Botschaft an die Menschen richtet, „warfen sich vor die hohe Gestalt (Christi) am Altar: ‚Jesus, haben wir keinen Vater?‘“

Und er antwortet mit strömenden Tränen: „Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.“

Diese Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab löst nicht nur Schreien und Jammern unter den (toten) Schatten um den Altar aus, sondern das Zusammensinken des „ganzen Weltgebäudes“ (S. 273). Damit gewinnt die Traumvision vom toten Christus auf dem Weltgebäude ihren Höhepunkt:

„Und als Christus das reibende Gedränge der Welten, den Fackeltanz der himmlischen Irrlichter und die Korallenbänke schlagender Herzen sah, und als er sah, wie eine Weltkugel um die andere ihre glimmenden Seelen auf das Totenmeer ausschüttete ..., so hob er groß wie der höchste Endliche die Augen empor gegen das Nichts und gegen die leere Unermesslichkeit und sagte: ‚Starres, stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall! Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das Gebäude und mich? ... Wie ist jeder so allein in der weiten Leichengruft des All! Ich bin nur neben mir. – O Vater, o Vater! Wo ist deine unendliche Brust, dass ich an ihr ruhe? – Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht auch sein eigener Würgeengel sein?‘“ (S. 274)

So Christus in Jean Pauls ‚Rede‘.

Und des toten Christus Rede vom Weltgebäude herab endet mit folgenden Sätzen:

„Wenn der Jammervolle (Mensch) sich mit wundem Rücken in die Erde legt, um einen schöneren Morgen voll Wahrheit, voll Tugend und Freude entgegen-

genzuschlummern: so erwacht er im stürmischen Chaos, in der ewigen Mitternacht – und es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater! – Sterblicher neben mir, wenn du noch lebst, so bete Ihn an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren.“ (S. 275)

Der letzte Satz mutet an wie ein Salto – aber nicht wie ein Salto mortale, sondern eher wie ein Salto vitale (wenn es so zu sprechen angeht).

Denn es wirkt ziemlich überraschend, nach „es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater“ ohne jeden Übergang die Aufforderung zu lesen: „So bete Ihn an, sonst hast du Ihn auf ewig verloren“.

Hier kommt die eigentliche, im „Vorbericht“ an mehreren Stellen deutlich ausgesprochene Textintention des Dichters zum Ausdruck: durch die Erschütterung über Wesen und Konsequenzen des atheistischen „Gott ist tot, alle Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen“, wiederzubeleben und so die Einheit von Gott, Welt und Mensch wiederherzustellen und zu bewahren.

Der letzte Absatz der eigentlichen Traumvision bringt noch einmal die Verlassenheit und Angst des Träumenden (Dichters) angesichts des zerstörten und von Gott verlassenen Weltgebäudes zum Ausdruck:

„(Ich) sah ... die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange der Ewigkeit, die sich um das Welten-All gelagert hatte ... und sie umfasste das All doppelt – dann wand sie sich tausendfach um die Natur – und quetschte die Welten aneinander – und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesacker-Kirche zusammen und alles wurde eng, düster, bang – und ein unermesslich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern ...“

Nach dieser Rede nimmt der Text mit seinen allerletzten Worten eine (erneute) Wende in eine andere Richtung; denn es folgt nur noch: „... als ich erwachte!“

Die Traumvision endet mit dem Hinweis „und das Weltgebäude zersplittern“. Die den Dichter nach seinem Traum umfangende Weltwirklichkeit, in die hinein er erwacht, lässt seine Seele vor Freude weinen, „dass sie wieder Gott anbeten konnte – und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet.“

Der Traumvision vom toten Christus und vom zersplitternden Weltgebäude (durch das Erwachen) glücklich entronnen, kann er (= der Dichter, der aus dem Traum aufwachende Mensch) sich wieder der wirklichen, diesseitigen Wirklichkeit öffnen und zuwenden:

„Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren und warf friedlich den Widerschein ihres Abendrotes dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt ihre kurzen Flü-“

gel aus und lebte wie ich, vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.“  
(S. 275)

So wie der Text der Traumvision des ersten ‚Blumenstücks‘ mit einer Idylle begann, so führt er zu einer (zweiten) Idylle zurück; welchen Weg oder welche Entwicklung der Text zwischen diesen Anfang und Abschluss durchlaufen hatte, ist höchst bedeutsam: Durch die Transgression von der ersten (alltäglichen) Wirklichkeit in die zweite Wirklichkeit der Traumwelt schafft er sich die umfassende Möglichkeit, das damals aktuelle und hochproblematische Thema des Atheismus, dass kein Gott sei, in seiner ganzen für den Menschen erschütternden Vieldimensionalität darzustellen und jene Erschütterung im Dichter wie im Leser zu erzeugen, um alle jene Gefühle, die das Dasein Gottes bejahen, die aber durch den Atheismus kaltherzig zerstört waren, wieder neu aufleben zu lassen.

### III. Jean Pauls ‚Rede‘ (Interpretationen)

Auf die Vorstellung der ‚Rede‘ von Jean Paul sollen jetzt Interpretationen folgen, die zwei Ziele anstreben:

Einmal (und zunächst) möchte ich genauer zeigen, welche Denkbewegung sich in diesem als dichterische Traumvision gestalteten Text ereignet; und zum anderen möchte ich danach fragen, welche Motive den Autor wohl veranlasst haben könnten, eine solche ungeheure, an Radikalität der Vision kaum überbietbare ‚Rede‘ als erstes ‚Blumenstück‘ im ‚Siebenkäs‘-Roman zu präsentieren.

Mit dem zweiten Thema kann zugleich die Überleitung zu dem epochalen Problembestand beginnen, wie er sich im Verlauf des 18. Jh. zunehmend im europäischen Denken aufgebaut (oder besser: aufgestaut) hatte, den Gottesglauben und seine philosophische Anfechtungen und Erschütterungen in einem nicht mehr nur christlichen Europa betreffend.

Gehen wir zunächst auf die sich im Text der ‚Rede‘ vollziehende Denkbewegung genauer ein. Wie bereits bei der Vorstellung der ‚Rede‘ deutlich geworden ist, handelt es sich ohne Zweifel um einen problematischen, prekären oder gar höchst anstößigen Inhalt, der in dieser Denkbewegung vorgetragen und gestaltet worden ist; prekär und anstößig gerade in dem Sinn, dass offenbar ein direktes, vielleicht sogar affirmatives und bestätigendes Aussprechen dieser Gedanken in der damaligen Zeit in Deutschland absolut heikel gewesen wäre, so dass es notwendigerweise – auch zum Schutz des Autors – zu der schon beschriebenen Transgression von der ersten in eine zweite Wirklichkeit: als Traumvision in eine Traumwelt kommen musste.

Ich glaube, diese Notwendigkeit der Transgression muss man bedenken, will man den philosophisch-theologischen Gedankengang und -gehalt des Textes richtig erschließen und einschätzen.

Es geht dem Dichter ganz offensichtlich um die Mitteilung oder Gestaltung von Erfahrungen, die ihn in einer konkreten Lebenssituation krisenhaft betroffen haben, die ihn in eine existentielle Krise geraten ließen, die sowohl seine Selbstgewissheit wie sein Weltbewusstsein gleichermaßen radikal infrage stellten. Aus der Biographie von Jean Paul wissen wir, dass er zwischen 1787 und 1791 eine tiefgreifende (zweite) Lebenskrise durchmachte: bittere Not, anhaltende Erfolglosigkeit als Schriftsteller, der Tod zweier eng verbundener Jugendfreunde, nervöses Herzleiden als Krankheitssymptom, schließlich der Selbstmord eines seiner Brüder setzten ihm hart zu. Diese konkreten Lebenserfahrungen wurden ergänzt und verstärkt durch neuartige philosophisch-religiöse Erfahrungen, die er aus seinen ausgreifenden Studien gewann.

Um welche Erfahrungen handelt es sich hier, die eine solche tief greifende existentielle Betroffenheit und Verunsicherung ausgelöst haben?

Handelt es sich dabei um individuelle Erfahrungen oder um kollektive, die sich in der seismographischen Sensibilität des Autors repräsentativ symbolisieren?

In dem kurzen Text der ‚Rede‘ werden diese Erfahrungen auf verschiedenen sprachlichen Ebenen und in entsprechend unterschiedlichen Textsorten artikuliert und vorgetragen: 1. Im ‚Vorbericht‘ auf eher allgemein-philosophisch-diskursive Weise; 2. zu Beginn der Traumvision als literarisch-erzählerische Übernahme von Motiven einer lokalen Volkssage aus Hof; und 3. schließlich als mehrgliedrige Traumvision im zentralen Textstück der ‚Rede‘.

Alle drei Stufen der Repräsentation oder Symbolisierung dieser Erfahrungen sind zu bedenken sowie auch ihr innerer Zusammenhang, der sie als Stufenfolge einer dichterischen Gesamtargumentation ausweist. Allerdings muss dabei hier ein Themenkomplex ausgeklammert bleiben: Die Bezüge nämlich, die diese ‚Rede‘ als ‚Blumenstück‘ im Kontext des Romans ‚Siebenkäs‘ mit dem Romangeschehen verbindet; das hier auszubreiten würde schlicht zu weit führen und uns zugleich von dem philosophisch-theologischen Schwerpunktthema der ‚Rede‘ wegführen.

(a) Kehren wir nochmals zum eröffnenden Vorbericht zurück, der sich bei genauerem Hinsehen als aus drei Gedanken in Folge auseinander entwickelt darstellt.

Überraschend der erste Satz, der auf erstaunliche Weise dem Leser das Ziel dieser Rede eröffnet: „Das Ziel dieser Dichtung ist die Entschuldigung ihrer Kühnheit.“ Einen solchen Satz muss man zweimal lesen, er ist natürlich zuerst auf den folgenden Text gemünzt; er ist aber zugleich auch ein Hinweis auf das Wesen von Dichtung überhaupt, so wie es der Autor beim Dichten erfährt: „Entschuldigung ihrer Kühnheit.“ In dieser paradox anmutenden Formel ist eine doppelte Gedankenbewegung erkennbar: einmal die Kühnheit des Sprechens; kühn im

Hinblick auf die Gewohnheiten der alltäglichen Rede, die es übersteigt; zugleich aber auch deren „Entschuldigung“, insofern sie die gerade offenbarte Kühnheit der Rede (entschuldigend) wieder zurückzunehmen versucht. Diese Doppelformel soll offensichtlich eine Variante dichterischen Selbstverständnisses, wie sie dem Dichter Jean Paul entspricht, artikulieren.

Zugleich ist diese paradoxe Formel von der „Entschuldigung ihrer (der Dichtung) Kühnheit“ natürlich hier konkret auf die ‚Rede des toten Christus‘ und insofern speziell auf deren Verständnis gemünzt. Denn diese ‚Rede‘ ist von außerordentlicher, anstößiger Kühnheit. Dazu bietet der Vorbericht drei Aussagen:

(1) Die erste Aussage bezieht sich auf die alltägliche Leugnung des „göttlichen Daseins“, genauer: des Daseins Gottes. Dabei liegt der Akzent durchaus auf „alltäglich“ und darauf, dass in der Dunkelheit oder Dämmerung der Alltäglichkeit die Erfahrung der Transzendenz verblasst und verloren gegangen ist; es besteht somit eine „Transzendenzvergessenheit“, die nur durch neue Erfahrungen, die die Alltäglichkeit durchbrechen, wiedergewonnen werden kann, entsprechend dem letzten Satz im ersten Absatz des Vorberichts: „Man kann zwanzig Jahre lang die Unsterblichkeit der Seele glauben – erst im einundzwanzigsten, in einer großen Minute, erstaunt man über den reichen Inhalt dieses Glaubens, über die Wärme dieser Naphthaquelle.“ (S. 271)

(2) Die zweite Aussage verschärft die Problemstellung, insofern sie vom alltäglichen Unglauben auf das atheistische Lehrgebäude übergeht und von dessen Wirkung auf Jean Paul als Menschen und Dichter spricht. Der Dichter spricht über den giftigen Dampf, der dem Herzen dessen, der zum ersten Mal in das atheistische Lehrgebäude tritt, erstickend entgegenzieht.

Besonders wichtig für das Verständnis des Textes ist, dass die atheistische Leugnung Gottes unmittelbar den Verlust der (gegenwärtigen) Welt zur unmittelbaren Konsequenz hat und dies insofern, als diese Welt dadurch ihre Sonne (= Gott) verliert. Denn: „das ganze geistige Universum wird durch die Hand des Atheismus zersprengt und zerschlagen in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs, welche blinken, rinnen, irren, zusammen- und auseinanderfliehen, ohne Einheit und Bestand.“

Die gedankliche Konsequenz ist: dass „niemand ... im All so sehr allein (ist) als ein Gottesleugner“. Denn er hat den „größten Vater“ (Gott) verloren und zugleich steht er verwaisten Herzens neben dem unermesslichen „Leichnam der Natur“, den kein Weltgeist mehr regt und zusammenhält. So wird das „All“ zur „kalten eisernen Maske der gestaltlosen Ewigkeit“.

(3) Die dritte (und letzte) Aussage des Vorberichts spricht, aufgrund dieser Erfahrung, erneut „von der Absicht dieser Dichtung“ – jetzt mit Bezug auf die gebildete Welt, auf die lesenden und gelesenen Magister, die das Dasein Gottes so kaltblütig und kaltherzig erwägen, „als ob vom Dasein des Kraken oder Einhorns (d. h. von Fabelwesen) die Rede wäre“.

Man darf diese Sätze als Kritik an der kritischen Philosophie der Epoche und deren (antireligiösen) Rationalismus verstehen, die keine anderen Erkenntnisquellen, wie Gefühl und Glauben, gelten lassen wollte. Es wird sich gleich zeigen lassen, welchen zeitgenössischen deutschen Philosophen Jean Paul hier folgt und deutlich verpflichtet ist.

(b) Die zweite Stufe der Denkbewegung in der ‚Rede‘ verbindet den Rekurs auf die lokale Hofer Sage von einer „Teufelsmesse“<sup>3</sup>, die zur Mitternachtszeit in der Hofer St. Lorenz Kirche stattgefunden haben soll, mit einer Reflexion über Traum und Träumen, ein Thema, mit dem sich Jean Paul dichterisch wie theoretisch immer wieder beschäftigt hat; theoretisch etwa in dem Museumsaufsatz (Nr. XI) ‚Blick in die Traumwelt‘<sup>4</sup>.

Ohne auf diesen Traumkomplex näher einzugehen ist wichtig festzuhalten, dass Jean Paul den dichterischen Traum, auch gerade den schrecklichen und erschütternden, bewusst zu therapeutischen Zwecken einsetzt. So auch hier in der ‚Rede‘, denn dort heißt es:

„Die Kindheit, und noch mehr die Schrecken als ihre Entzückungen, nehmen im Traum wieder Flügel und Schimmer an und spielen wie Johanniswürmchen in der kleinen Nacht der Seele. Zerdrückt uns diese flatternden Funken nicht! – Lasset uns sogar die dunklen peinlichen Träume als hebende Halbschatten der Wirklichkeit.“ (S. 271)

Man kann hier und mit Bezug auf die gesamte ‚Rede‘ durchaus (im Sinne von Edmund Burke, dessen Abhandlung ‚Vom Erhabenen und Schönen‘ von 1756 Jean Paul natürlich kannte) von einer (didaktisch oder therapeutisch gemeinten) „Ästhetik des Schreckens“ sprechen. Burke hatte sie mit folgenden Sätzen zu begründen gesucht:

„Alles, was auf irgendeine Weise geeignet ist, die Ideen von Schmerzen und Gefahr zu erregen, das heißt alles, was irgendwie schrecklich ist oder mit schrecklichen Objekten in Beziehung steht oder in einer dem Schrecken ähnlichen Weise wirkt, ist eine Quelle des Erhabenen; das heißt, es ist dasjenige, was die stärkste Bewegung hervorbringt, die zu fühlen das Gemüt fähig ist.“<sup>5</sup>

Jean Paul, aber nicht nur er, sondern mancher andere romantische Autor auch, wie etwa der lange unbekannte Verfasser der ‚Nachtwachen des Bonaventura‘ (Klingemann), sind diesem ästhetischen Konzept des Schrecklichen und des Schre-

<sup>3</sup> Vgl. die ‚Hofer Chronik‘ von Enoch Widmann (1730) zitiert bei Götz Müller: Jean Pauls ‚Rede des toten Christus ...‘, in: W. Jaeschke (Hg.): Der Streit um die göttlichen Dinge (1799–1812), 1999, S. 35ff.

<sup>4</sup> In: Jean Paul, Sämtl. Werke, 2. Abt., 2. Bd., S. 1017. Zu den dichterischen Träumen Jean Pauls vgl. Max Kommerell, Jean Paul, <sup>5</sup>1977, Kapitel ‚Träume‘, S. 183 – 203.

<sup>5</sup> E. Burke, Vom Erhabenen und Schönen, 1956, S. 72.

ckens verpflichtet und verbinden es gelegentlich auch mit therapeutischen Absichten.

In diesem Sinn ist die 2. Stufe der Denkbewegung der ‚Rede‘ eine Einübung in diese Ästhetik des Schreckens und leitet sodann unmittelbar in die 3. Stufe über, die mit dem (scheinbar) idyllischen Satz beginnt:

„Ich lag einmal an einem Sommerabende vor der Sonne auf einem Berge und entschlief.“

(c) Diese dritte Stufe der Denkbewegung der ‚Rede‘ enthält – wie bereits vorgestellt – die eigentliche, mehrschichtige Traumvision, „daß kein Gott sei“, mit ihren vielfältigen philosophischen, theologischen, psychologischen und kosmologischen Bezügen und Anspielungen und ist insofern Zentrum und Höhepunkt des Textes.

Von den erörterten Zielen und Absichten dieser ‚Rede‘ im Kontext einer „Ästhetik des Schreckens“ bietet Jean Paul alles auf, um im Leser und bei sich selbst jene Erschütterung auszulösen, die allein zu bewirken vermag, sich aus dem Lehrgebäude des Atheismus und seiner Implikationen für Ich- und Weltgefühl befreien zu können.

Schaurigster Höhepunkt dieser Traumvision ist fraglos die Herabkunft des toten Christus und seine Rede an die Toten:

„Jetzo sank eine hohe Gestalt mit einem unvergänglichen Schmerz aus der Höhe auf den Altar hernieder, und alle Toten riefen: ‚Christus! ist kein Gott?‘ Er antwortete: ‚Es ist keiner!‘ Der ganze Schatten jedes Toten erbebte, nicht bloß die Brust allein, und einer um den anderen wurde durch das Zittern zertrennt.“ (S. 278)

Die toten Schatten zerfallen, zertrennen sich unter der Wirkung dieser Worte des toten Christus. Indes: Gesteigert wird diese Situation noch durch den Bericht, den der tote Christus von seiner (vergeblichen) Suche nach Gott gibt:

„Ich ging durch die Welten, ich stieg in die Sonnen und flog mit den Milchstraßen durch die Wüsten des Himmels; aber es ist kein Gott. Ich stieg herab, soweit das Sein seine Schatten wirft, und schauete in den Abgrund und rief: ‚Vater, wo bist du?‘ aber ich hörte nur den ewigen Sturm, den niemand regiert, und der schimmernde Regenbogen aus Wesen stand ohne eine Sonne, die ihn schuf, über dem Abgrunde und tropfte hinunter. Und als ich aufblickte zur unermesslichen Welt nach dem göttlichen Auge, starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen Augenhöhle an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich – Schreiet fort, Misstöne, zerschreiet die Schatten; denn Er ist nicht!“

Und auf die bange Frage der umstehenden Schatten der Toten: „Jesus! haben wir keinen Vater?“ antwortet der tote Christus „mit strömenden Tränen: Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.“ (S. 273)

Lassen Sie mich an dieser Stelle einen allgemeinen Gedanken einschieben, die eigentümliche und tief greifende Wirkung dieser Jean-Paul'schen Traumvision betreffend: sie beruht nicht zuletzt auf der radikalen Transformation (Umformung) uns von Kindheit an in der religiösen Sozialisation geläufigen und gehaltvollen religiösen Sprachsymbolen und Vorstellungen; dadurch kommt die (vom Dichter bewusst intendierte und im Traumgesicht inszenierte) Erschütterung zustande, das ungeheure Erschrecken, von dem Burke in seiner Theorie des Erhabenen und Schönen sprach.

Dieser inszenierte und beabsichtigte Effekt wird in der ‚Rede des toten Christus‘ bis zum äußersten, d. h. bis zum Umschlag, bis zu einer zweiten Transgression geführt, die dann erst die erzeugte äußerste Spannung aufzulösen vermag.

So wenn Christus fortfährt zu sprechen:

„Starres stummes Nichts! Kalte, ewige Notwendigkeit! Wahnsinniger Zufall!  
 Kennt ihr das unter euch? Wann zerschlagt ihr das (Welt-)Gebäude und mich  
 ... O Vater! O Vater! wo ist deine unendliche Brust, dass ich an ihr ruhe? –  
 Ach, wenn jedes Ich sein eigener Vater und Schöpfer ist, warum kann es nicht  
 auch sein eigener Würgeengel sein?“ (S. 274)

Man braucht kein besonders intimer Kenner der Philosophien des 17. und 18. Jh. zu sein, um aus diesen Sätzen zu erschließen, gegen wen sich Jean Paul hier wendet: Gegen solche philosophische Theorien, die die Welt als Systeme der Notwendigkeit (Determiniertheit) oder des Zufalls (und der Willkür) verstehen, mit denen sich bereits Leibniz herumschlug; aber auch gegen die absolute Ich-Philosophie des deutschen Idealismus, etwa eines Fichte, die das Ich als den eigentlichen und souveränen Schöpfer seiner selbst und der Welt sieht.

Die erwähnte zweite Transgression (aus der Traumwelt zurück in die Realität) bereitet sich schließlich deutlich dadurch vor, dass Christus sich und uns an frühere Zustände und Erfahrungen der Geborgenheit erinnert:

„Ach, ich war sonst auf ihr (= auf der Erde); da war ich noch glücklich; da hatte ich noch meinen unendlichen Vater und blickte froh von den Bergen in den unermesslichen Himmel und drückte die durchstochnen Brust an sein lindernes Bild ...“

Die Wandlung vollzieht sich endgültig, wenn Christus sich schließlich an den Träumenden (Autor) wendet, nachdem er ein letztes Mal das Chaos einer gottlosen Welt beschrieben hat:

„So erwacht er (der unglückliche Erdenbewohner) im stürmenden Chaos, in der ewigen Mitternacht – und es kommt kein Morgen und keine heilende Hand und kein unendlicher Vater“

und dann den Träumenden auffordernd anredet:

„Sterblicher neben mir, wenn du noch lebest, so bete Ihn (= Gott Vater) an: sonst hast du Ihn auf ewig verloren.“ (S. 275)

Noch ist der träumende Sterbliche von den Schrecklichkeiten der Traumvision gefangen: „... alles wurde eng, düster, bang – und ein unermesslich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern – als ich erwachte.“

Dieses „als ich erwachte“ bricht den Bann des Ungeheuerlichen, und der Text kehrt an seinen idyllischen Anfang zurück, aber auf einer durch die erlebten Erschütterungen und Schrecken geläuterten höheren Ebene:

„Meine Seele weinte vor Freude, dass sie wieder Gott anbeten konnte – und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet. Und als ich aufstand, glimmte die Sonne tief hinter den vollen purpurnen Kornähren und warf friedlich den Widerschein ihres Abendrotes dem kleinen Monde zu, der ohne eine Aurora im Morgen aufstieg; und zwischen dem Himmel und der Erde streckte eine frohe vergängliche Welt ihre kurzen Flügel aus und lebte, wie ich, vor dem unendlichen Vater; und von der ganzen Natur um mich flossen friedliche Töne aus, wie von fernen Abendglocken.“ (S. 275)

Mit diesen wunderbar idyllischen Sätzen endet das ‚Erste Blumenstück‘ des ‚Siebenkäs‘-Romans von Jean Paul.

#### **IV. Geistesgeschichtliche Problemhorizonte**

So viel zur Interpretation der Jean Paulschen ‚Rede‘. Dieser Interpretationsversuch ist – beabsichtigterweise – weitgehend werkintern oder -immanent geblieben, d. h. ich habe versucht, den Text – soweit es geht – aus sich selbst heraus zu verstehen und zu deuten.

Dabei wurden an manchen Stellen bereits die Grenzen eines solchen Verfahrens berührt. Ein volles Textverständnis ist so nur zu gewinnen, wenn jetzt auch noch einige werkexterne Aspekte einbezogen und beleuchtet werden; es ist eigentlich selbstverständlich, dass ein Text wie der vorliegende in mehr als einer Hinsicht über sich hinausweist:

- einmal auf die Entstehungsbedingungen, auf die Gründe, die zur formalen und inhaltlichen Konzeption dieser ‚Rede‘ geführt haben;

- zum anderen auf die Zielsetzung dieses Textes im geistesgeschichtlichen und auch geistespolitischen Kontext. Denn es ist offensichtlich, dass er intendierten Textstrategien folgt.

Wenden wir uns zunächst den externen Entstehungsbedingungen des Textes zu: was hat an Ideen, Gedanken, Problemen und Fragen auf Konzeption und Entstehung der ‚Rede‘ von Jean Paul Einfluss ausgeübt? Dabei möchte ich hauptsächlich auf einige philosophisch-theologische Strömungen der Zeit eingehen, die hier bedeutsam gewesen sind.

Es handelt sich im wesentlichen um zwei Hauptrichtungen des zeitgenössischen philosophischen Denkens:

a) einmal um die Philosophie, die sich im Zeitalter der Aufklärung ganz wesentlich als Kritik, speziell als Religions- und Theologiekritik konstituierte. Das ist sicher die Hauptströmung der Philosophie des 18. Jh., besonders in den westeuropäischen Ländern: in England und Frankreich, aber auch in Deutschland. „Kritik“ ist ihr Markenzeichen: Kritik an allem und jedem. Diese Philosophie versteht sich nicht länger als „ancilla theologiae“, sondern will als autonome und souveräne geistige Kraft agieren, die alles infrage stellen kann.

b) zum andern um die Philosophie, die sich zur gleichen Zeit kritisch gegen diese kritische Philosophie verhält und deren Ansprüche auf absolute Autonomie und Souveränität zurückweist bzw. mit kritischen Einwänden begegnet, insofern sie sie für gefährlich und zerstörerisch hält.

Die zuerst genannte religions- und theologiekritische Philosophierichtung setzt Ende des 17. Jh. in Westeuropa ein. Ich nenne hier nur Pierre Bayle mit seinem ‚Dictionnaire historique et critique‘ (Historisches und kritisches Wörterbuch) des frühen 18. Jh., das bis 1738 sieben Auflagen von wachsendem Umfang erfuhr und 1741–45 von Johann Christoph Gottsched ins Deutsche übersetzt wurde. Von Beginn an stand das Werk unter dem Vorwurf, es greife die Religion fundamental an.

Kein Geringerer als der große deutsche Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz veröffentlichte gegen Bayles destruktive Religionskritik 1710 seine ‚Theodizee‘, die „von der Güte Gottes, der Freiheit des Menschen und dem Ursprung des Übels“ handelt.

Damit ist ein Thema (Theodizee) angeschlagen, das im 18. Jh. nicht mehr verstummen sollte – weder in der Philosophie noch in der Dichtung.

Unter *Theodizee* (das Wort ist aus dem Griechischen, *theos* und *dike* (Gott und Recht) zusammengefügt und wohl von Leibniz erstmals 1697 in einem Brief an Sophie Charlotte von Preußen verwendet worden), versteht man (nach Kant) „die Verteidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen jene erhebt.“ Theodizee in diesem Verständnis wird mithin als ein Prozess, als ein „Rechtshandel vor dem

Gerichtshof der Vernunft“ vorgestellt.<sup>6</sup> Man könnte auch von Apologetik sprechen. Gründe für derartige „Rechtshände“ gab es – wie eingangs bereits erwähnt – im 18. Jh. mehrfach; besonders spektakulär war das Erdbeben von Lissabon von 1755<sup>7</sup>, durch das die Idee von der „besten aller Welten“, wie Leibniz sie vertrat, arg beschädigt worden war. Erinnert sei hier lediglich an Voltaires Roman ‚Candid‘.

Das ‚Erdbeben‘ der großen Französischen Revolution (1789) war von noch größerer Bedeutung und Wirkung auf die Zeitgenossen, indem der Glaube an die Legitimität der bestehenden politischen Ordnung gründlich erschüttert und zerstört wurde.

Beide Ereignisse gaben für weite Kreise der Öffentlichkeit, auch gerade für Philosophen und Literaten, hinreichenden Grund, die Leibnizsche Vorstellung, wir lebten in der besten aller denkbaren Welten und Wirklichkeiten, zu erschüttern. Eine Konsequenz, die aus dieser Erschütterung gezogen werden konnte und auch immer stärker wurde, war, das Dasein Gottes überhaupt in Frage zu stellen und die atheistische Position, „daß kein Gott sei“, zu vertreten und zu propagieren.

Das bedeutete, dass die religions- und theologiekritische Philosophie, wie sie etwa von Pierre Bayle, aber auch bei anderen Autoren (z. B. dem Engländer Toland) vertreten wurde, sich in der Folge der erwähnten Erschütterungen zu atheistischen Positionen verschärfte und radikalisierte; im Schrifttum der europäischen Aufklärung, speziell bei den französischen Materialisten von Helvetius, Holbach bis La Mettrie, finden sich derartige Thesen weiter ausgebaut. Auch die Schriften des Marquis de Sade gehören hierher, vor allem seine Kleinen (theoretischen) Schriften und Aufrufe: z. B. der ‚Aufruf an die Franzosen‘, Religion und Sitten betreffend.<sup>8</sup>

Am radikalsten ist in diesem Kontext wohl das Werk ‚Traktat über die drei Betrüger‘, das noch im 17. Jh. entstand, aber erst 1716 erstmals gedruckt und dann anonym in ganz Europa verbreitet wurde. Die drei Betrüger, die hier gemeint sind, sind niemand anders als Moses, Jesus und Mohammed, die Gründer der drei monotheistischen Religionen des Judentums, Christentums und des Islam. Es ist auffällig, wie hier die in der Aufklärung oft vertretene ‚Priesterbetrugs‘-Theorie auf die Religionsstifter ausgedehnt und zu deren Destruktion verwendet wird.

Dass ein solcher Traktat nur anonym erscheinen konnte, liegt auch im Zeitalter der Aufklärung noch nahe; verlor doch der Jenaer Philosoph Schmid, Kantschüler schon, seine Professur, als er von den ‚Drei Betrügern‘ eine deutsche Übersetzung anfertigen und herausbringen wollte. Die Wirkung dieser atheistischen Schrift auf

<sup>6</sup> J. Kant: Über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodizee, Werke, Bd. VI, S. 105 ff.

<sup>7</sup> Vgl. H. Günther: Das Erdbeben von Lissabon, 1994; W. Breidert (Hg.): Die Erschütterung der vollkommenen Welt, 1994.

<sup>8</sup> Vgl. dazu Arno Baruzzi: Mensch und Maschine, 1973.

die französischen Materialisten, aber auch auf die Schriften des berühmten berüchtigten Marquis de Sade kann nicht übersehen werden.

Sicher hatte Jean Paul, der ja nicht nur Dichter, sondern auch ein philosophischer Kopf war, von diesen religionskritischen und atheistischen Philosophien der westlichen Aufklärung gewisse Kenntnisse. Stärker war er indes von der klassischen deutschen Philosophie von Kant, Fichte bis Hegel und Schelling beeinflusst. Insofern stellt sich die Frage, ob und inwieweit die Philosophie des Deutschen Idealismus in Jean Pauls Auffassung auch zu diesen religionskritischen bis atheistischen Strömungen der Epoche zu rechnen ist.

Man wird diese Frage letztlich eindeutig bejahen müssen, besonders dann, wenn man sie als Freiheitsphilosophie (und subjektiven Idealismus) versteht und interpretiert.

Das bedeutet eine interessante Verschärfung des hier behandelten Problems des Atheismus, dass kein Gott sei:

Er ist nicht nur eine Konsequenz des philosophischen Materialismus, wie ihn die westliche (englische und französische) Aufklärungsphilosophie hervorgebracht hat, sondern auch eine ebenso unerbittliche Konsequenz der Freiheitsphilosophie des subjektiven Idealismus der klassischen deutschen Philosophie, von der Jean Paul als Zeitgenosse selbstverständlich Kenntnis hatte. Das mag erstaunen und Zweifel erwecken.

Es kann hier nur an einigen wenigen Beispielen der Nachweis versucht werden, dass mit innerer Konsequenz aus der Freiheitsphilosophie des Deutschen Idealismus das Problem des Bösen und (damit verwoben) auch das Thema des Atheismus, dass kein Gott sei, aufkommt, ja aufkommen muss und dass (dementsprechend) Jean Pauls ‚Rede des toten Christus‘ entscheidender als vom französischen Materialismus vom deutschen Idealismus provoziert worden ist, gegen den er sich in seiner Traumvision entsprechend entschieden wendet. Das mag überraschen, kann aber belegt werden. Ich möchte dies in zwei (kurzen) Argumentationsschritten belegen: einmal durch den Hinweis auf den integralen Zusammenhang der Freiheit mit dem Bösen. Vor ein paar Jahren hat Rüdiger Safranski in seinem Buch ‚Das Böse oder das Drama der Freiheit‘ (1997) die These aufgestellt, in dem er am Material der abendländischen Philosophiegeschichte aufweist, dass „das Böse ... der Preis der Freiheit“ ist (S. 13).

Safranski bezieht sich zur Begründung dieser vielleicht auf den ersten Blick überraschenden These vor allem auf den deutschen Philosophen Schelling, der in seiner Schrift ‚Über das Wesen der menschlichen Freiheit‘ (1809) diese denkwürdige Dialektik der Freiheit exponiert hat.

Dabei ist daran zu erinnern, dass die Freiheitsphilosophie des deutschen Idealismus von Kant und Fichte eine (extreme) Subjekt-Philosophie ist, die – bei Fichte zumal - auf der Selbstermächtigung des Subjekts als souveränes Subjekt

der Geschichte basiert: der Mensch/das Ich erscheint (bei Fichte) als der eigentlich souveräne Schöpfer seiner Welt.

Notwendigerweise muss sich diese Subjekt- und Selbstermächtigung gegen den traditionellen Gottesglauben mit seiner Glaubenskonzeption und gegen die damit verbundene (oder besser: darin begründete) Transzendenzerfahrung und seinem ganz eigenen Vernunftbegriff: Vernunft nicht als setzende, sondern als vernehmende Vernunft, wenden, die so (im Vernehmen der göttlichen Vernunft) Anteil an derselben zugesprochen bekommt (und so von der göttlichen Vernunft abhängig bleibt).

Demgegenüber bestimmt sich die neuzeitliche Vernunft wesentlich als autonome Vernunft, als sich selbst setzende und bestimmende Vernunft des menschlichen Subjekts, dessen Transzendenzbeziehung letztlich keine existentielle Rolle mehr spielt.

Diese Subjektivitätsphilosophie vermag auf dieser Ebene auch den Gedanken der Theodizee nicht mehr ernstlich zu akzeptieren, da sie ihn nicht mehr braucht. Und die Absolutsetzung der individuellen oder subjektiven Freiheit impliziert notwendigerweise auch die Freiheit der Entscheidung des Menschen für das Böse, das so aus der ernst genommenen Perspektive der Freiheit als Konsequenz anerkannt wird: sozusagen als der eigentliche Beweis für die souveräne Freiheit des Menschen.

Gegenüber diesen religionskritischen und den daraus folgenden radikal atheistischen Philosophie-Strömungen, aber auch gegen die Freiheitsphilosophie des deutschen Idealismus von Kant bis Schelling standen die wenigen dagegen angehenden Philosophen eher auf verlorenem Posten. Gleichwohl haben sie sich nach Kräften bemüht, diesen philosophischen Richtungen, die das Dasein Gottes infrage stellten, entgegenzutreten und (vor allem) auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dieses Denken, einmal vorherrschend geworden, für die Menschen zur Konsequenz haben müsste.

Ich werde hier nur einen Denker aus dieser Gegenbewegung kurz vorstellen: den philosophischen Schriftsteller Friedrich Heinrich Jacobi, der zwischen deutscher Klassik, idealistischer Philosophie und Romantik eine durchaus schillernde Rolle gespielt hat; dass er den sog. Spinoza-Streit um Lessing im Streit mit Moses Mendelssohn ausgelöst hat, ist nur ein Exempel dafür.<sup>9</sup> Für uns wichtig ist, dass Jacobi einen nicht zu unterschätzenden geistigen Einfluss auf Jean Paul hatte.

In zwei Schriften hat Fr. H. Jacobi sich nachdrücklich gegen die religionskritischen oder gar -feindlichen Tendenzen in der zeitgenössischen Philosophie gewendet: einmal in der Schrift ‚Über eine Weissagung Lichtenbergs‘ (1801) und

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu Fr. H. Jacobi: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn, 2000.

zum anderen in der Abhandlung ‚Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung‘.<sup>10</sup>

Es seien hier nur einige seiner Argumente aus dem Lichtenberg-Aufsatz angeführt. Angeregt zu dieser Schrift war Jacobi durch einen Aphorismus von Lichtenberg selbst geworden:

„Unsere Welt wird noch so fein werden, dass es eben so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.“<sup>11</sup>

Diesen Aphorismus Lichtenbergs, mit seiner typischen ironischen Grundhaltung, macht sich Jacobi in seinem Text zu eigen und zugleich zum Ausgangspunkt weiterer Reflexionen über die Zukunft der Menschen ohne Gott. Er denkt in dieser Absicht den Aphorismus weiter:

„Und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden. Und es wird fortgehen, mit Eile nun, die höchste Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch einmal sich wenden das Urteil der Weisen; wird zum letzten Male sich verwandeln das Erkenntnis. Dann – und dies wird das Ende sein – dann werden wir: Nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden sein wie Gott. Wir werden wissen: Sein und Wesen überall, ist und kann nur sein – Gespenst.“ (S. 199/200)

Jacobi, für den das Wahreste nur so wahr sein kann, als Gott lebt und so wahr als dass ein Gott im Himmel, d. h. selbständig außer der Natur und über ihr vorhanden ist, denkt die Konsequenzen der Moderne ohne Gott unerschrocken weiter:

„Es ist nicht anders: Mit dem Schöpfer geht dem Menschen notwendig auch die ganze Schöpfung unter. Beider Schicksale sind in seinem Geiste unzertrennlich. Wird in seinem Geiste Gott ihm zum Gespenst: dann alsbald auch die Natur.“ (S. 201/202)

Wir erinnern uns: Dies ist exakt die Position von Jean Paul in unserer Rede; auch bei ihm bedeutet der Tod Gottes zugleich die Entleerung der Natur.

Warum wird hier auf den heute als Philosoph und Schriftsteller weitgehend vergessenen Jacobi rekuriert? – Aus zwei Gründen:

- einmal um eine konsequent aufgebaute und gedanklich durchgehaltene Gegenposition zur Philosophie des subjektiven Idealismus und ihrer problematischen Freiheitsphilosophie aufzeigen zu können;

- zum andern (was an dieser Stelle eher noch bedeutsamer ist) weil Jean Paul ‚Jacobianer‘ war, Anhänger von Jacobi; zumindest zeitweilig – wie angedeutet wurde. Jean Paul war indes zeitweilig auch ‚Jakobiner‘ gewesen, d. h. ein Anhän-

---

<sup>10</sup> In: Werke, Bd. 3, 1816.

<sup>11</sup> Bd. III, S. 199.

ger der Ideen der großen Französischen Revolution wie auch andere zeitgenössische deutsche Intellektuelle.<sup>12</sup>

Dann war er aber auch ein entschiedener ‚Jacobianer‘, d. h. Anhänger der Philosophie von Friedrich Heinrich Jacobi – und zwar gerade in seiner uns hier beschäftigenden ‚Rede des toten Christus‘, in der es um die Kritik des Atheismus, und um die existentielle Verlassenheit des Menschen ohne Gott geht.

Die Denkbewegung der ‚Rede‘, die wir oben zu rekonstruieren suchten, folgt erstaunlich exakt den eben zitierten Ausführungen von Jacobi zu Lichtenbergs Aphorismus, entspricht aber auch denen der größeren Abhandlung von Jacobi ‚Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung‘.

Die Jean-Paul-Forschung hat den (zeitweiligen) Einfluss des Philosophen Jacobi auf Jean Pauls Gedankenwelt gelegentlich herausgestellt; so Albrecht Decke-Cornill in seiner Dissertation ‚Vernichtung und Selbstbehauptung – Eine Untersuchung zur Selbstbewusstseinsproblematik bei Jean Paul‘ (1987, S. 69–73).

Doch genügt es keineswegs, die Herkunft der Jean Paul’schen Thematik, „daß kein Gott sei“, und ihre kritische Bewertung in seiner Traumvision festzustellen.

Es kommt vielmehr darauf an, die neuzeitliche Selbstermächtigung des Menschen, die zu diesen philosophischen Konsequenzen und praktischen Folgen der Weltbeherrschung durch den Menschen führen, in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen und als Problem herauszustellen.

Hier kann ein Gedanke des Heiligen Augustinus aus ‚De trinitate‘ (Buch XII, cap. 11) hilfreich sein, den Walther Rehm in einer Abhandlung ‚Über die dichterische Gestaltung des Unglaubens bei Jean Paul und Dostojewski‘ zu eben diesem Zweck verwendet hat. Augustinus spricht hier von einem „Experimentum medietatis“, einem Experiment der Mitte, genauer: einem Experiment des Menschen, Mitte sein zu wollen, an dem er notwendig scheitern müsse.

Ich darf die wichtigsten Aspekte der Augustinus-Interpretation von Walther Rehm zusammengefasst hier wiedergeben:

„Augustinus prägt das tiefdringende Wort von dem vermessenen Versuch des Ich, Mitte sein zu wollen. Der wahre Mensch ... ist Bild und Gleichnis Gottes, und als solches kann er sich nur im Streben nach dem bewahren, der es ihm eingepägt. Und desto tiefer verbindet er sich Gott, je weniger er bedacht ist auf die Ansprüche seines Selbst.

Aber in der Gier, seine Eigenmacht zu kosten, (cupiditas experiendae potestatis suae) wirft sich das Ich wie auf einen Wink aus seinem Innern auf sich selbst als den Mittelpunkt der Welt (ad se ipsum tamquam ad medium). Wie jener Widersacher von Anbeginn (Luzifer), will es unter Niemandes Gewalt sein. Von dieser Mitte aber, die es gefunden wähnt (ab ipsa medietate), wird

---

<sup>12</sup> Vgl. dazu Wolfgang Harich: Jean Pauls Revolutionsdichtung, 1974.

es – das ist seine Strafe – abgetrieben hinab in die Tiefe des Niedrigen, woran das Vieh sich wohl sein lässt.

Ist es des Menschen Ehre, Gottes Ebenbild zu sein, so ist es sein Schade, Ebenbild des Tieres zu werden. In diesen Gedanken bietet Augustinus ein Symbol; denn er weist hin auf ein immer wieder aufbrechendes Verlangen des Menschen: mit dem Seitenblick auf ‚jenen‘, auf Lucifer, den abgefallenen und darum gestürzten Engel, erinnert er an das großartig-gefährliche ‚Motiv‘ der Abkehr des Menschen von Gott und seiner Hinkehr zum Endlich-Menschlichen. Diese Abkehr wird dort um so mehr als vermessener, strafwürdiger Abfall, als Aufstand und Empörung der ‚creatura‘ gegen den ‚creator‘, gegen Gott, und als Ausfluss der ‚superbia‘, der ‚conversio ad se ipsum‘ gewertet und kritisch reflektiert.<sup>13</sup>

Dieses „experimentum medietatis“, die schicksalhafte, verantwortungsvolle Freiheit zum Bösen (statt zum Guten), der Luciferische Abfall oder die prometheische Empörung sind ewige Möglichkeiten des Menschen, mit denen stets zu rechnen ist, die er in eben dieser seiner Freiheit souverän erproben kann.

Immer wieder wird Prometheus ein rechtfertigendes, gleichwohl gefahrbringendes Vorbild für den Menschen und seine Möglichkeiten der Freiheit. Man denke an Goethes ‚Prometheus‘-Gedicht, das im zeitlichen Kontext dieser Debatte eine zentrale Rolle spielte. Doch immer wieder gibt es auch religiöse Gegenkräfte, die dieses ‚Experiment der Mitte‘ als falsch und zerstörerisch ablehnen und davor warnen.

Dies ist auch die philosophisch-theologische Spannung, in der Jean Paul mit seiner ‚Rede des toten Christus‘ steht und die sein Text in Gestalt einer metaphorischen Vision reflektiert.

Das antik-mittelalterliche Paradigma, in das Augustinus dieses anthropologische Problem fasst, vermag auch für das letzte Jahrzehnt des 18. Jh. – trotz aller zeitlichen und geistesgeschichtlichen Distanz – den Kern des Problems klar und angemessen auf den Punkt zu bringen, durchaus auch noch für die heutige Zeit.

Nur wenige Zeitgenossen fühlen sich (um 1800) noch diesem Paradigma verpflichtet: Neben Jacobi gehört auch der bayerische Philosoph Franz von Baader zu den Kritikern der prometheischen Überheblichkeit menschlicher Ich- und Welt-Beziehung:

Baader spricht so von der „tantalischen Qual der entzündeten Selbstsucht“ und entdeckt im Innern dieses Menschen ein „Vacuum“, eine Leere, die die Dimension des Unglaubens, des Nichtglaubens, des verzweifelten Nichtmehrglaubens und auch des Nichtmehrvergessenkönnens zeigt: als eigentlich moderne

<sup>13</sup> W. Rehm: Experimentum Medietatis, S. 7f.

Dimension des Menschen, die zugleich – wie Jean Pauls Traumvision zeigt – ein unendlicher Abgrund ist, in dem – nach Gott – auch Welt und Ich versinken.

## V. Schluss

Mit diesen wenigen Hinweisen dürfte der geistes-, philosophie- und theologiegeschichtliche Kontext und die entsprechende Herkunft des der ‚Rede des toten Christus‘ zugrunde liegenden Atheismus-Problems hinreichend deutlich gemacht worden sein.

Nicht mehr einzugehen ist hier auf die Folgen und Ausweitungen des Themas des Atheismus, *daß kein Gott sei*, im 19. und 20. Jahrhundert. Das wäre ein eigener Untersuchungsgegenstand.

Karl Löwith hat in seiner Geistesgeschichte des 19. Jh. unter dem Titel ‚Von Hegel zu Nietzsche‘ dazu das Wichtigste ausgeführt, das indes noch weiter geführt und differenziert werden kann.

Es dürfte durch die Interpretation der Jean Paul’schen Rede aber u. a. deutlich geworden sein, dass Friedrich Nietzsches bekanntes Wort aus der ‚Fröhlichen Wissenschaft‘ (Aphorismus 343), dass „das grösste neuere Ereigniss, ... dass ‚Gott tot ist‘ [...] bereits seine ersten Schatten über Europa zu werfen“ beginnt, nicht nur ein Hinweis auf die Zukunft war, sondern zugleich die Anzeige eines vorgängigen geistigen Ereignisses epochaler Bedeutung – auch eines solchen, von dem Jean Paul in seiner Traumvision ‚Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei‘ symbolisches Zeugnis gibt.

## Buchrezensionen

**Christian Gottfried Nees von Esenbeck: Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe: nebst ergänzenden Schreiben, bearb. von Kai Torsten Kanz, hrsg. von Menso Folkerts (Acta Historica Leopoldina 40). Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsges. 2003. ISBN 3-8047-2001-3. 470 S., 12 Abb. € 34,80**

**Christian Gottfried Nees von Esenbeck: Ausgewählter Briefwechsel mit Schriftstellern und Verlegern (Johann Friedrich von Cotta, Therese Huber, Ernst Otto Lindner, Friederike Kempner), bearb. von Johanna Bohley, hrsg. von Menso Folkerts (Acta Historica Leopoldina 41). Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsges. 2003. ISBN 3-8047-2002-1. 424 S., 5 Abb. € 24,80**

In der Euphorie der Wiedervereinigung konnten zahlreiche kulturhistorische Projekte begonnen werden, deren Ergebnisse nunmehr nach und nach publiziert werden.

Der Botaniker Christian Gottfried Nees von Esenbeck (1776–1858), Inhaber von Professuren in Erlangen, Bonn und Breslau sowie 1818 bis 1858 Präsident der ältesten deutschen naturwissenschaftlichen Akademie, der Leopoldina in Halle, hat rund 4000 Briefe hinterlassen. Unter seinen Korrespondenzpartnern finden sich vorwiegend Berufskollegen des deutschsprachigen Raumes; m. a. W., sein Briefcorpus bezeugt die Existenz eines ausgedehnten deutschen Gelehrtennetzwerkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dessen systematische Auswertung noch aussteht, durch die vorliegenden, sehr sorgfältig gefertigten Teileditionen jedoch entscheidend befördert wird.

Die Briefe enthalten sowohl Nachrichten zu neuen botanischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen als auch Informationen zur Naturphilosophie, Wissenschaftsorganisation, universitären Lehre und zum Privat- und Alltagsleben. Darüber hinaus lässt sich aus der Sprache und äußeren Gestaltung nebst Beilagen Einiges zur Kultur der Gelehrtenkorrespondenz und der Gelehrtenkultur insgesamt eruieren, so z. B. Adressierungen und Höflichkeitsfloskeln, die auf Hierarchien, Umgangsformen, die Abgrenzung von Beruf und Privatsphäre, usw. schließen lassen. Die Edition könnte aber auch eine Grundlage bieten für Fragen der Kreativitäts- und Innovationsforschung, also zum Zusammenhang von Erkenntnis und Sprache. Besonders faszinierend erscheint ja, dass in dieser Wissenschaftsepoche Naturforschung und Kultur einschließlich der schönen Literatur sich noch so nahe standen bzw. ungehemmt miteinander kommunizieren konnten.

Esenbeck setzte z. B. Maßangaben oder sogar Formeln erst nur sehr sparsam ein und überrascht immer wieder durch unmittelbare Aufeinanderfolge nüchterner Deskription und bunter Literatursprache.

Der erste Editionsband ist unvermeidlich ganz dem Tatbestand gewidmet, dass der in seinem wissenschaftlichen Rang nicht unumstrittene, auf Schloss Reichenberg im Odenwald geborene, in Darmstadt zur Schule gegangene und in Jena studierte, aber wie üblich an der Landesuniversität Gießen promovierte, zunächst als Arzt tätige Gelehrte 1816–1831 auch mit dem Dichturfürsten Goethe korrespondierte. Obwohl Goethe nur mit wenigen anderen Naturforschern eine Korrespondenz ähnlichen Umfangs unterhielt – er schrieb wohl rund 80 Briefe und erhielt von Esenbeck über 90 –, war das Verhältnis der beiden Partner jedoch von Anfang an klar, so dass auch die Herausgeber des Bandes die Korrespondenz „als ein sehr persönliches Beispiel einer Goethe-Verehrung“ charakterisieren (S. 26). Esenbeck befließigte sich vielfach eines geradezu unterwürfigen Stils und produzierte dafür geradezu beispielhafte Wendungen. Er versprach sich von seinem Goethekontakt offenbar gegebenenfalls auch für sein berufliches Fortkommen umsetzbare Reputationssteigerung (vgl. die Versuche, eigene Publikationen Goethe zu widmen), aber wohl auch wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, wiewohl die einzige Debatte, in der er sich kritisch exponierte, beinahe zum Ende des Briefwechsels geführt hätte. Goethe seinerseits achtete den fachlichen Wissensvorsprung Esenbecks, nutzte diesen in vielen Fällen für sich und war offenbar daran interessiert, von Esenbecks Beziehungen, Organisationstalent und Kompetenz als Präsident der Leopoldina, welcher der Dichter ebenfalls angehörte, profitieren zu können. Bezüge seiner brieflichen Äußerungen an Esenbeck zu seinem dichterischen Werk lassen sich offenkundig kaum herstellen. Und selbstverständlich hütete sich der Weimarer, Esenbeck in dessen sozialer Not, die aus dem Scheitern seiner Ehe herrührte und 1852 zur Amtsenthebung wegen Konkubinats führte, in irgendeiner Weise beizustehen.

Esenbecks Briefwechsel mit Schriftstellern und Verlegern, den in Auswahl der zweite, hier vorliegende Editionsband bietet, zeugt von stärkerem Selbstbewusstsein, breitesten, bis weit in die schöne Literatur hinein reichenden Interessen, schwankender Gesundheit und durchaus anderen Umgangs- und Freundschaftsformen des am Lebensende verarmten Hessen, ohne dass Esenbeck sich zum Großpatron hätte stilisieren wollen. Entsprechend gewähren die Stücke vertiefte Einblicke in die Gelehrtenalltagskultur der Epoche, deren Verknüpfung mit der Politik z.B. in Form der Erwägung politischer Rücksichtnahme, in die Kultur der Empfehlung, in den Umgang von Autoren und Verlegern, die Widrigkeiten bis zur endgültigen Vorlage des fertigen Buches, usw. Besonders schön sind natürlich die Varianten der Entschuldigung für nicht eingehaltene Manuskriptabgabetermine sowie Buchkritik und Antikritik. Einige Stücke dieses Teilbandes vermögen den

Nicht-Leopoldiner freilich nicht restlos von der Druckwürdigkeit aller Federprodukte Esenbecks zu überzeugen.

*Wolfgang E. J. Weber*

**Karl Hampe: Kriegstagebuch 1914–1919, hrsg. von Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 63). München: Oldenbourg 2004. ISBN 3-486-56756-X. 1020 S. € 118,-**

Irgendwann vor Ausbruch der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) fasste der Heidelberger Mittelalterhistoriker Karl Hampe (1869–1936) „den Entschluß“, „die zunächst ‚große‘, dann dramatische und schließlich tragi-sche Zeit des Weltkriegs Tag für Tag zu dokumentieren und seine Erfahrungen in und mit dem Krieg zum Zweck der eigenen wie der familiären Erinnerung schriftlich zu konservieren“ (Einleitung S. 12). Was auf diese Weise entstand, ist ein eindrucksvolles Zeugnis der Weltwahrnehmung, Erfahrungsverarbeitung und Alltagskultur des deutschen Professorentums der ausgehenden Kaiserzeit in deren Weltkriegsphase, dessen Veröffentlichung auch in Zeiten knapper Mittel und an vielleicht nicht unmittelbar zu erwartendem Ort durchaus gerechtfertigt erscheint.

Wie der Reihen- und die Bandherausgeber zu Recht unterstreichen, galt das Interesse des gebürtigen Bremers vor allem drei Themenkomplexen, nämlich erstens dem Kriegsverlauf und den mit ihm zusammenhängenden politischen Ereignissen, zweitens den Vorgängen an der Universität und in der Wissenschaft sowie drittens dem familiären Alltag, dessen Bewältigung mit der Verschlechterung der Versorgungslage wachsende Aufmerksamkeit beanspruchte. Hampe war bei Kriegsbeginn entschiedener Deutschnationaler, Monarchist, Annexionist, mit anderen Vordenker einer Aufteilung Belgiens und ‚Germanisierung‘ von dessen wichtigsten Teilen – im Hintergrund stand seine professionelle Befassung mit der Geschichte Belgiens, die ihn zum von der Reichsregierung bzw. dem Militär gesuchten Experten werden ließ –, Honoratiorenantisemit, Unterstützer des U-Boot-Kriegs (aber nicht des Gaskriegs, vgl. S. 650) und selbstverständlicher Vertreter eines nationalpolitisch engagierten Gelehrtentums. Seine dank diverser Kontakte zur militärischen und politischen Elite überdurchschnittlich guten Informationen und sein trotz typischer Vor- und Fehltritte (z.B. im Hinblick auf die Ereignisse in Russland) im Ganzen durchgehaltener politischer Realitätssinn ließen ihn jedoch zunehmend skeptischer werden, bis er am Kriegsende gerade als Nationalist zum ‚Vernunftrepublikaner‘ mutierte: nur möglichst breite demokratische Partizipation könne nämlich die Einheit des besiegten Deutschland bewahren. Die Garnierung dieser instrumentellen Demokratiebefürwortung mit bildungselitärer

Arroganz, einem kräftigen Schuss Frauenfeindlichkeit und nicht zuletzt tief sitzendem antikatholischem Ressentiment hielt freilich an, und die Republik konnte, auch wenn Hampe zur reaktionären Rechten und zum unweigerlich als rabaukenhaft angesehenen Nationalsozialismus Distanz hielt, nicht auf entschiedene Verteidigung durch den von ihr alimentierten „feinsinnigen“ Großbürger setzen.

Die reichen Berichte und Kommentare zur akademischen Welt bieten nicht nur wertvolle Ergänzungen zur Geschichte der Universität Heidelberg und der deutschen Geschichtswissenschaft mit Schwerpunkt auf der Mediävistik, sondern lassen auch die Umgangs- und Arbeitsnormen und -formen, den professionellen Habitus und das Selbstverständnis des Professorentums insgesamt sowie deren Wandel unter dem Druck des Krieges und dem Umsturz der politischen Verhältnisse erkennen. Der Anspruch, durch wissenschaftliche Geschichtsbefassung bzw. durch Wissenschaft überhaupt per definitionem nationale kulturelle und politische Bildung zu betreiben, trat nicht zuletzt aufgrund fortschreitender Kommunikationszerrüttung (Ausdünnung, dann Aufgabe der üblichen abendlichen Diskussionsrunden; Verlangsamung des Briefverkehrs; Einschränkungen der Mobilität durch Bahnpreiserhöhungen usw.) mehr und mehr zurück, teilweise zugunsten strikter disziplinbezogener Funktions- und Leistungsvorstellungen.

Aber auch eine gewisse Flucht in das Private bildet sich ab. Definitiv seit 1916 nehmen wie bereits angesprochen die Nachrichten zum häuslichen Alltag wachsenden Raum ein. Der Haushalt oblag ganz selbstverständlich der Gattin und dem empörenderweise nach und nach verschwindenden Personal, während der Ordinarius mit seinen Büchern mehr oder weniger „scharf“ arbeitete, so auch noch lange z.B. im Wald, während sich Frau und Kinder dort dem Beeren- und Pilzesammeln widmeten. Erst die unausweichliche Kälte- und Hungerbedrohung veranlasste ihn selbst die Ärmel aufzukrempeln, durchaus auch mit positivem Ergebnis: „Es wäre gar nicht so übel, jeden Morgen eine derartige körperliche Auffrischung zu haben“ (S. 638, zum Kohleschaufeln). Dass es mit der alten Gesellschaft und dem für selbstverständlich erachteten Vorrang des Bildungsbürgertums zu Ende ging, war am Aufstieg der „proletigen Kriegsgewinnler“, also der Neureichen (vgl. z.B. S. 654) einerseits, der umworbenen und geschäftstüchtigen Lebensmittelerzeuger, also der Bauern, mit denen man sich noch erst unterhalten musste, bevor man etwas bekam, andererseits abzulesen. Die wichtigste Form der Bewältigung des Alltags und der alltäglichen Sinnstiftung blieb allerdings durchgehend das abendliche Vorlesen vor allem von Belletristik, die Aufführung kleiner Theaterstücke auch mit den Kindern und die Hausmusik. Der Mediävist ließ sich gelegentlich gerne herbei, diese oder jene fremde Singstimme zu prüfen (vgl. etwa S. 713), und gab selbst gerne Gesänge zum Besten. Selbstverständlich kamen bei den aus Ressourcenmangel seltener werdenden Essen im Freundschafts- und Bekanntenkreis auch berufliche Fragen zur Sprache, entschied sich faktisch das Schicksal dieses oder jenes Nachwuchswissenschaftlers oder Bewerbers, auch wenn Hampe

gegen Kriegsende am „Zunftgerede“ (z.B. S. 587) zunehmend weniger Gefallen fand.

Von den bildungsbürgerlich üblicherweise tabuisierten Themen wie Sexualität erfährt der Leser auch hier nichts. Die Schwangerschaft und neuerliche Niederkunft der Ehefrau im Spätsommer 1917 begegnen in erster Linie als Belastung. Für das noch schwerere Los der Arbeiter und sonstigen unteren Schichten entwickelte der Autor wenig Beachtung oder gar Verständnis. Parlamentarisierung und Revolution wurden von den Heidelberger Professoren mit 1848 in Verbindung gebracht; am entscheidenden 10. November las Hampe seiner Frau „zur Stärkung“ aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen zu 1848 vor (S. 776). Der Neubeginn schien universitär zunächst mit erheblichen Neuerungen verbunden, die jedoch weitgehend scheiterten: „Es gibt auch so unendlich viel Reformen zu beraten, wovon mindestens 90% leeres Geschwätz bleiben“ (S. 922).

Die von den beiden Bandherausgebern erarbeitete Einleitung hätte kritischer sein können; zum Tod 1936 lediglich zu notieren, „doch den Zusammenbruch des Reiches zu erleben, blieb ihm erspart“ (S. 19), ist zumal im Hinblick auf die kurz vor dieser Passage erwähnte „Diskriminierung jüdischer Gelehrter an der Akademie“, über die Hampe an Hermann Oncken mit nicht erwähnter Wertung schrieb, zu wenig: auch dass ihm die Kenntnis des Holocaust erspart blieb, wäre zu erwähnen gewesen. Wie der S. 94 erwähnte Schlüsselsatz im Antrag auf vorzeitige Emeritierung – „Auch den neuen Anforderungen, deren Erfüllung der heutige Staat von seinen akademischen Lehrern erwarten darf, fühle ich mich gesundheitlich nicht mehr ganz gewachsen“ – auch „eine[...] vorsichtig formulierte[...], aber doch deutliche[...] Abgrenzung vom herrschenden Wissenschaftsverständnis“ enthalten soll, bleibt unerfindlich. Eine klare historische Einschätzung der blamablen Rolle der deutschen Professoren in der Fehlentwicklung Deutschlands seit um 1900 fehlt erst recht.

*Wolfgang E.J. Weber*

**Claudio Lange: Der nackte Feind. Anti-Islam in der romanischen Kunst. Ein Foto-Text Band, hrsg. von Almut Sh. Bruckstein, Berlin: Parthas Verlag 2004. ISBN 3-936324-13-1. 86 S. € 24,-**

Die Einsicht, dass sich die christliche Kunst des Alten Europa keineswegs auf die Veranschaulichung biblischer Botschaften und von Heiligenlegenden beschränkte, sondern auch Kirchengeschichte in Szene setzte, ist zwar nicht mehr sonderlich neu. Dennoch bleiben bestimmte Phasen und Themen derartiger Kunstproduktion bisher ausgespart oder fristeten ein Nischendasein. Zu ihnen zählt auch der vorliegende Fall, die teils gemeinsame, teils separate, durchweg feindliche skulpturale Darstellung der Juden und Muslime in romanischen Kirchen des kreuzzugsbeweg-

ten 11. und 12. Jahrhunderts. Der Katalog einer Ausstellung, die zwischen Juni 2003 und März 2004 in Museen für Islamische Kunst in Berlin stattfand, beginnt mit einer Einleitung des im Buchtitel als Autor genannten, ursprünglich aus Chile stammenden freien Künstlers, von dem die ausgestellten Fotografien der Skulpturen stammen. Er ordnet die fotografisch erfassten Objekte der christlichen Bildagitation gegen die „Feinde Christi“ sowie der in diesem Zusammenhang stehenden, entsprechenden „Medienrevolution“ des Zeitalters zu (S. 8). Darüber hinaus meint er eine „Differenz zwischen Bild- und Schriftsemantik“ der Steinfiguren und ihres jeweiligen Umfeldes wahrnehmen zu können, die den primären Ansatz dafür bot, scheinbar vertraute Szenen aktualisierend religions- bzw. kirchenpolitisch aufzuladen und umzudeuten (S. 9). Unter den angeblich insgesamt 15 Millionen Skulpturen der Epoche, „die für den Krieg mit dem Islam werben“ sollten, lassen sich aber auch eine Vielzahl neuer Figuren finden, deren Funktion und Zweck, die Denunziation des Islam, völlig offen zutage tritt (S. 11). Mit dem ersten Bildprogramm in der Kirche St. Benoît Sur Loire wurde die Tradition begründet, die Muslime als obszön darzustellen, indem sie mit Megaphalli ausgestattet, in onanistischen oder sodomistischen Posen gezeigt oder – ab wenigen Jahren später – in schamloser Nacktheit vorgeführt werden. Ein beliebtes Objekt ist auch die entsprechend entblößte muslimische Frau. Der Bezug zum Judentum wird u. a. durch Ausstattung der männlichen Figuren mit dem Judenhut hergestellt. Zuletzt macht Lange auf die Skulptur des hl. Jakobus in der Kathedrale von Córdoba, die zur Zeit Karls V. in die dortige Moschee eingebaut wurde, aufmerksam (Foto S. 83). Der später zu einem Pilgerheiligen umgedeutete Kriegsheilige reitet mit gezücktem Schwert über gefallene Muslime hinweg. Andere Zeugnisse mittelalterlicher und frühzeitlicher, Muslime darstellender Kriegsskulptur, die in fotografischer Abbildung vermittelt werden, stammen aus Prag (Karlsbrücke), Köln (Mensulae am Alten Rathaus) und z.B. Valdedios in Asturien. Ob die Darstellung christlichen Triumphs über besiegte Araber, Sarazenen und Türken freilich durchweg und undifferenziert als antisemitisch zu charakterisieren wäre, kann mit guten Gründen bezweifelt werden. Auf die Einleitung des Fotografen folgt im Textteil des Katalogs ein Essay des an der Columbia University lehrenden Sprach- und Kulturkomparatisten Gil Anidjar, der zentrale Argumentationen seines bekannten Buches *The Jew, the Arab: A History of the Enemy* (2003) aufnimmt und auf die dargestellten Motive appliziert. Dann kommt nochmals Cl. Lange mit einer kurzen Erörterung zum antisemitischen Gehalt des Rolandliedes und dessen diverse Adaptionen zu Wort. Den übergreifenden Rahmen auch dieser Interpretation bildet die These, dass die „antiislamische Energie (...) im Zentrum der Identitätsbildung West-Europas“ gestanden habe (S.28); um sie zu belegen, bedarf es freilich nicht nur der punktuellen Analyse von Kirchenskulpturen und einer Legende des 11./12. Jahrhunderts, wie auch der Autor einräumt.

*Wolfgang E. J. Weber*

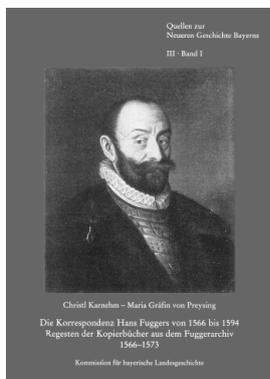
## Neuerscheinungen

**Die Korrespondenz Hans Fuggers von 1566 bis 1594. Regesten der Kopierbücher aus dem Fuggerarchiv (Quellen zur Neueren Geschichte Bayerns, Reihe III).**

**I. 1566–1573, bearb. von Christl Karnehm unter Mitarbeit von Maria Gräfin von Preysing, XXXVIII + 128\* + 549 S.**

**II. 1574–1594, bearb. von Christl Karnehm, 1739 S. München 2003.**

**ISBN 3-7696-9706-5. € 72,-**

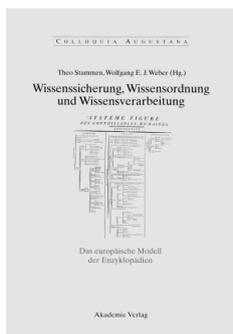


Die Briefkopien aus dem Fuggerschen Archiv in Dillingen weisen Hans Fugger (1531–1598) als Kommunikationstalent von hohen Graden aus: Von regierenden Fürsten bis zu einfachen Bediensteten rangiert die Skala seiner Adressaten, deren Aufenthaltsorte sich von Neapel bis Stockholm, von Lissabon bis Krakau, von den Kriegsgebieten der Habsburger gegen die Türken bis zu jenen der niederländischen Erhebung erstreckten. Mit den europaweit gewonnenen Nachrichten und Warenbesorgungen war Hans Fugger einem vielgestaltigen Netzwerk aus Politik, Wirtschaft, allen voran dem bayerischen Herzog Wilhelm V. als häufigstem Adressaten, unermüdlich zu Diensten, um so seinerseits dem von

seinem älteren Bruder Marx Fugger (1529–1597) geführten Handels- und Bankimperium Gunst und Patronage zu sichern.

Über 4700 Regesten erschließen für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Kosmos zur Kultur- und Alltagsgeschichte ebenso wie zu Politik, Wirtschaft, Kommunikationswesen und zahlreichen anderen Aspekten historischer Forschung. Hans Fugger vertritt dabei eine Nahtstelle der ständischen Gesellschaft, die interessante Einblicke in höher wie niedriger stehende Schichten zu geben vermag. Seine Briefe gehören von nun an für diese Epoche im deutschsprachigen Raum zu den umfangreichsten Quellen überhaupt.

**Theo Stammen, Wolfgang E.J. Weber (Hg.): Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien (Colloquia Augustana 18). Berlin: Akademie Verlag 2004. ISBN 3-05-003776-8. 442 S. € 59,80**

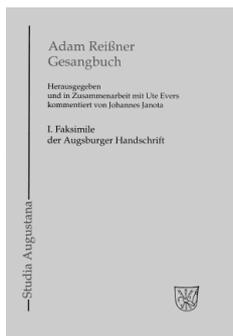


Der Sammelband dokumentiert die Ergebnisse einer Tagung des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg zur Geschichte der frühneuzeitlichen Enzyklopädie.

Das Erscheinungsbild der europäischen Enzyklopädie wurde maßgeblich geprägt durch die christlich-ontologische Fundierung allen Wissens im Mittelalter, die Rückbesinnung auf das Erbe der Antike, die Differenzierung des christlichen Wissenskosmos im Zuge der Reformation und Konfessionalisierung, den Import mit der europäischen Expansion verbundenen neuen Wissens sowie schließlich durch die Reorganisation und

Neuperspektivierung des Wissens in der Aufklärung und der Romantik. Entwicklung, Erprobung und Einsatz entsprechender literarischer und medial-kommunikativer Techniken und Mittel zwischen Zettelkasten und Buchdruck verschafften der Enzyklopädie als vielschichtiger Form der Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung ein unverwechselbar eigenes, als europäisch anzusprechendes Profil.

**Adam Reißner: Gesangbuch, hrsg. und in Zusammenarbeit mit Ute Evers komm. von Johannes Janota (Studia Augustana 12/13). I. Faksimile der Augsburger Handschrift. II. Kommentar. Tübingen, Max Niemeyer Verlag 2004. ISBN 3-484-16512-X. Zus. XXII + 978 S. € 198,-.**



Das Faksimile der Augsburger Handschrift (1554) macht den ältesten und autornächsten Text- und Melodiezeugen von Adam Reißners Gesangbuch bekannt. Im Kommentar zu den 64 Liedern wird anhand von Reißners Liedkorpus paradigmatisch gezeigt, wie die Traditionen von Liedtypen und Melodien (u.a. Mittelalter, Tenorlied, Böhmisches Brüder) über dieses Gesangbuch der Schwenckfelder hinaus vermittelt wurden. Anhand von Parallelkorpora und Einzelüberlieferungen verfolgt der Kommentar zudem die Text- und Melodierezeption der 64 Lieder bis ins 18. Jahrhundert.

## **Colloquium Augustanum**

VORTRAGSREIHE DES INSTITUTS

Prof. Dr. Eva Legêne,  
Indiana  
(10. Mai 2004)

### ***Die Musik im Studiolo und in der Kunstkammer***

Bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein nahm Musik – historisch gesehen Teil des Quadriviums und der sieben freien Künste – einen prominenten Platz in der Wissenschaft ein und war als solche ein natürlicher Teil des enzyklopädischen Programms im Studiolo und in der Kunstkammer. Als allerdings die großen Enzyklopädie-sammlungen in speziellen öffentlichen Museen untergebracht wurden, wurde Musik zur isolierten Kunst, und die Instrumentensammlungen wurden, wenn nicht verloren, so doch auseinander gerissen. Informationen zu den hunderten Instrumenten in den Sammlungen, wie beispielsweise die der Fugger in Augsburg, der Sammlung in Schloss Ambrass und der Stuttgarter Hofkapelle sowie der Sammlungen von Henry VIII. von England und Philipp II. von Spanien, können nur in den entsprechenden Inventaren gefunden werden. Bei einer kleinen Zahl von Instrumenten, die sich heute in Museen befinden, kann man jedoch die Herkunft bis zu den Inventaren der Renaissance und des Barock zurückverfolgen.

Das Musikinstrumentenmuseum in Berlin, die Instrumentensammlung des Bayerischen Nationalmuseums und die Instrumentenmuseen in Wien, Paris, Brüssel, London, Kopenhagen, Stockholm usw. wurden alle im 19. Jahrhundert gegründet. Ein Teil ihrer Sammlungen geht auf Schenkungen zurück oder wurden von Sammlern des 19. Jahrhunderts verkauft, die diese Instrumente selbst weit unter Wert erworben hatten.

Der Vortrag konzentrierte sich auf die prächtige Musik im Bild und im Druck sowie auf die Instrumente, die zu den reichen Studiolo und Kunst-kammern gehörten. Schwerpunkte sind dabei die Intarsien im Studiolo in Urbino, das Bußpsalmenwerk für Herzog Albrecht V. von Orlando di Lasso und Hans Mielich und das Hirten- und Musenkonzert des elfenbeinernen Münzschreines für Herzog Maximilian I. von Christoph Angermair, beide in der Kunstkammer in München, sowie Instrument und musikalisches Bild in Philipp Hainhofers Kunstschränk für Gustav Adolf von Schweden in Augsburg.

Begleitet wurde der Vortrag mit Musik, gespielt auf Kopien von zwei Blockflöten aus dem Stoßzahn des Narwals aus der Kunstkammer Kopenhagen und italienischen Blockflöten aus der Sammlung Contarini-Corner in Brüssel. Vorgetragen wurde die Musik durch das Stuttgarter Blockflötentrio Tre Flauti und Eva Legêne.

Prof. Dr. Paul Münch,  
Essen  
(7. Juni 2004)

***Finstere Katholiken und Madonnen-  
gesichter. Anmerkungen zur Reli-  
gionsphysiognomik***

Im ausgehenden 18. Jahrhundert entstand im Umkreis aufklärerischer Ideen ein bislang unbeachteter Zweig der Physiognomik, die ‚Religionsphysiognomik‘. Sie ging davon aus, dass man die Vertreter verschiedener Konfessionen, noch mehr die Anhänger religiöser Sonderströmungen bereits am Gesicht voneinander unterscheiden könne, ja dass die Religionsausübung sogar die Gesichter von Männern und Frauen in ganz unterschiedlicher Weise präge. Im kritischen Visier der Religionsphysiognomik, wie sie von evangelischen Theologen und Aufklärern vertreten wurde, standen die Virtuosen und Virtuosinnen katholischer Frömmigkeitspraxis, insbesondere die Bettelorden und die Gesellschaft Jesu, doch auch die spezifisch katholische Art des Betens, die deutliche Spuren in den Gesichtern hinterlasse. Die schneidende Intoleranz, mit welcher vor diesem Hintergrund die Gesichtszüge der Kapuziner und Jesuiten dargestellt werden, spiegelt die schwarze Kehrseite der ‚Aufklärung‘, doch sie weist auch schon voraus auf die konfessionellen Vorurteilmuster, die in den Rassenlehren des 19. und 20. Jahrhunderts eine inhumane Steigerung erleben sollten.

**Gastwissenschaftliche  
Vorträge im Rahmen des  
Graduiertenkollegs**

Dr. Roland Gerber,  
Staatsarchiv Aargau  
(21. Juni 2004)

***Erstellung und Einsatz von Daten-  
banken in geisteswissenschaftlichen  
Forschungsprojekten***

In Archiven spätmittelalterlicher Städte sind zahlreiche Quellen überliefert, die sich wegen ihrer seriellen Anlage über die Jahrhunderte oder sogar über mehrere Städte und Städtelandschaften hinweg vergleichend auswerten lassen. Zu diesen im Gebiet des ehemaligen Römisch-deutschen Reiches weit verbreiteten Quellentypen gehören Steuer- und Gerichtsbücher, Ratsprotokolle, Urkunden und Neubürgerverzeichnisse ebenso wie Mitgliederlisten von Zünften und Bruderschaften. Obwohl sich die genannten Verwaltungsschriften sowohl in ihrer Form als auch in ihrem Inhalt teilweise erheblich voneinander unterscheiden und sich im Laufe der Zeit unzählige regionale Variationen herausgebildet haben, besitzen diese eine wichtige Gemeinsamkeit: sie verzeichnen alle unabhängig von ihrer Entstehungszeit oder dem Ort ihrer Niederschrift die Vor- und Familiennamen von Personen.

Abendvortrag und Werkstattgespräch zeigten anhand ausgewählter Beispiele, wie aus einer auf den ersten

Blick nichts sagenden Namensnennung in einer Quelle und deren elektronischer Erfassung in untereinander verknüpften Datentabellen sich zahlreiche neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Stadtgeschichte erzielen lassen. Als methodische Grundlage dient dabei die Prosopographie, d.h. die vergleichende Analyse sozialer Merkmale von Personengruppen. Durch die Transformation der in den Originalhandschriften vorhandenen Informationen zuerst in Tabellen und dann in farbigen Karten und Grafiken entstehen modern aufbereitete Quellen, die untereinander

vergleichbar sind und dem Betrachter dadurch vielfältige Interpretationsmöglichkeiten eröffnen. Zudem lässt sich die oftmals kritisierte aufwändige Datenerfassung und Quellenaufbereitung in vielen Fällen dadurch minimieren, dass ein qualitatives Sample hergestellt wird. Die Resultate dieses Samples – und das ist das Entscheidende für jede prosopographische Untersuchung – sind dabei ebenso repräsentativ wie eine Analyse des insgesamt vorhandenen Datenmaterials.

## Stipendiatinnen und Stipendiaten

### DoktorandInnen

- Fleßenkämper, Iris  
*Die Select Society in Edinburgh 1754–1764. Soziale Zusammensetzung und kommunikative Praxis*  
Förderungszeitraum: 1.8.2003 – 31.7.2005
- Harjes, Imke  
*Figurenbände der Renaissance. Eine intermediale Untersuchung der im deutschsprachigen Raum verlegten Figurenbände von etwa 1530–1600*  
Förderungszeitraum: 1.12.2002 – 30.11.2004
- Häußermann, Sabine  
*Albrecht Pfister in Bamberg und die frühe Inkunabelillustration*  
Förderungszeitraum: 1.9.2002 – 28.2.2005
- Jörgensen, Bent  
*Die Terminologie konfessioneller Selbst- und Fremdbezeichnung in amtlichen und theologischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts*  
Förderungszeitraum: 1.1.2003 – 31.12.2004
- Krug, Raphael Matthias  
*Die Augsburger Steuerbücher im Spätmittelalter (1346–1430) als Medium städtischer Verwaltung*  
Förderungszeitraum: 1.9.2003 – 31.8.2005
- Lüdke, Christine  
*Jakob Bruckers Korrespondenz in einem Gelehrten- und Wissensnetzwerk der deutschen Frühaufklärung*  
Förderungszeitraum: 1.11.2002 – 31.10.2004
- Margraf, Erik  
*Eine Kulturgeschichte der frühneuzeitlichen Hochzeitspredigt. Historische Kontexte, textuelle Organisation, rituelle Funktion, diskursive Praxis*  
Förderungszeitraum: 1.6.2002 – 30.11.2004
- Pahnke, Gabi  
*Das europäische Medien- und Wirkungsspektrum eines Literaten der Spätaufklärung am Beispiel Johann Gottfried Seumes (1763–1810)*  
Förderungszeitraum: 1.5.2004 – 30.4.2006

- Schmid-Grotz, Felicitas  
*Das Augsburger Achtbuch. Ein Herrschaftsmedium der mittelalterlichen Stadt und sein kommunikativer Kontext*  
Förderungszeitraum: 1.6.2004 – 31.8.2005
- Schümann, Nicola  
*Wissenstransfer im Alten Reich: Der Fränkische Kreistag als Multiplikator*  
Förderungszeitraum: 1.3.2003 – 28.2.2005
- Tegel, Christiane  
*Protestantische Festdekorationen in der Reichsstadt Augsburg*  
Förderungszeitraum: 1.10.2004 – 30.9.2006
- Waibel, Nicole  
*Die Vermittlung von Ideen über ‚Nation‘ und ‚Vaterland‘ in der Augsburger periodischen Presse der Aufklärung (1755–1770)*  
Förderungszeitraum: 1.1.2002 – 31.12.2004
- Zaus, Katrin  
*Livius-Rezeption im 16. Jahrhundert. Zacharias Müntzer und sein Werk ‚Von Ankunfft und Ursprung deß Römischen Reichs‘*  
Förderungszeitraum: 1.10.2001 – 31.3.2003, 1.10.2003 – 31.3.2004, 1.10.2004 – 31.3.2005

#### **Postdoktorandinnen**

- Ganz, Ulrike, Dr. des.  
*Signaturenlehre und Analogiedenken in der druckgraphischen Kunst der Frühen Neuzeit*  
Förderungszeitraum: 1.9.2002 – 28.2.2004, 1.7.2004 – 31.12.2004
- Roth, Udo, Dr.  
*Literatur und Naturwissenschaft um 1800 im Dialog. Dargestellt am Beispiel der Literarisierung mikrobiologischen Wissens zwischen 1750 und 1820*  
Förderungszeitraum: 1.1.2004 – 31.10.2004

## Promotions- und Forschungsprojekte

*In dieser Rubrik bietet sich den Stipendiatinnen und Stipendiaten des DFG-Graduiertenkollegs die Möglichkeit, sich selbst und ihr Projekt vorzustellen.*

### **Das Augsburger Achtbuch. Ein Herrschaftsmedium der mittelalterlichen Stadt und sein kommunikativer Kontext**

*Felicitas Schmid-Grotz*



#### Zur Person:

Geboren 1974 in Dillingen. 1994 Abitur. 1994–2000 Studium für das gymnasiale Lehramt in der Fächerkombination Deutsch/Geschichte/Sozialkunde an der Universität Augsburg, abgeschlossen mit dem ersten Staatsexamen. Seit Juni 2001 Promotion im Bereich Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte unter der Betreuung von Prof. Dr. Rolf Kießling. Seit Juni 2004 Abschlussförderung durch das Graduiertenkolleg.

#### Projekt:

Unter der Signatur „Schätze 81“ findet sich im Stadtarchiv Augsburg eine der interessantesten Quellen zur Geschichte der ehemaligen Reichsstadt, das sog. „Achtbuch“, ein Verzeichnis der Geächteten und derjenigen Personen, die durch die Institution des Rates aus der Stadt verwiesen worden waren. Gerade in den letzten Jahren haben die schriftlichen Überlieferungen dieser schwäbischen Stadt verstärkt Aufmerksamkeit auf sich gezogen: 2001 konnte die von Claudia Kalesse in den 90ern durchgeführte Studie über das Bürgerbuch veröffentlicht werden, das umfangreiche Datenmaterial der Steuerbücher, mit denen sich auch die im Entstehen begriffene Promotion von Raphael Krug (ebenfalls Stipendiat im Graduiertenkolleg) auseinandersetzt, wurde bereits von Peter Geffcken eingehend zur Beantwortung sozialhistorischer Fragen herangezogen.

Das Achtbuch hat mit einem Aufsatz des ehemaligen Stadtarchivars Alfred Buff (1877) und mit der Magisterarbeit von Karin Schneider-Ferber bisher lediglich zwei Bearbeiter gefunden, die jedoch jeweils nur inhaltliche Aspekte berücksichtigten bzw. eine rein kriminalstatistische Auswertung vornahmen.

Eingebettet in ein derartiges Beziehungsnetz wird im Rahmen dieser Arbeit versucht, das Achtbuch als ein Herrschaftsmedium einer mittelalterlichen Stadt und seinen kommunikativen Kontext auszuleuchten. Wichtige Impulse kommen dabei – in Entsprechung zur Zielsetzung des Graduiertenkollegs – aus der Mediengeschichte: Leitgedanke ist, dass die Quellen nicht mehr nur unter inhaltlichen Gesichtspunkten untersucht werden, sondern dass gerade die Klärung der jeweils äußeren Überlieferung und der vorliegenden Gattung entscheidende Hinweise für die Frage nach Funktionen und Leistungsvermögen schriftlicher Texte geben können. Speicherung und Transfer von Wissen gleich welcher Art geschieht immer in Abhängigkeit von der dafür gewählten Form. Das Interesse richtet sich dabei im Wesentlichen auf zwei Punkte:

Zum einen gilt der Stellenwert zu klären, den die genannte Quelle innerhalb der Gesamtentwicklung von Schriftlichkeit und Kanzleiwesen in Augsburg hat. Es gilt, das Achtbuch überhaupt einmal als Produkt der städtischen Kanzlei zu charakterisieren, um auf diesem Wege evtl. die „Lücken“, die sich in der chronologischen Abfolge der Einträge feststellen lassen, zu erklären oder Rückschlüsse auf die Arbeitsweise der mit der schriftlichen Niederlegung administrativer Akte betrauten Organe zu ziehen. Ebenso ist die Frage zu stellen, welche Bedeutung der Tatsache zukommt, dass die von mir bearbeitete Quelle unter modernen archivalischen Gesichtspunkten als „Amtsbuch“ klassifiziert wird: welche Konsequenzen ergaben sich daraus für die Durchsetzung von Herrschaft, mit welchen Problemen hatte die Verwaltung zu kämpfen und welches Potential steckt überhaupt in einer solchen Gattung und wurde es in Augsburg mit dem Achtbuch konsequent ausgeschöpft?

Zum anderen soll aber der besondere Inhalt des Achtbuches nicht vernachlässigt und der Versuch gewagt werden, Rückschlüsse für die Entwicklungen auf dem Gebiet der städtischen Gerichtsbarkeit und Verwaltung zu ziehen. Anknüpfungspunkt sind hierbei die Arbeiten, die in den letzten Jahren zum Thema „Entstehung des öffentlichen Strafrechts“ entstanden sind. In den Einträgen ist u.a. feststellbar, dass der Rat seine Stellung im Sinne eines obrigkeitlichen Denkens zunehmend festigte und ausbaute, etwa durch die unnachgiebige Ahndung jeglicher Beleidigung und Angriffe gegen die eigenen Standesgenossen bzw. die von ihnen beauftragten Funktionsträger. Ebenso griff die oberste Behörde zunehmend in fremde Rechtsbereiche ein und verdrängte damit fremde Kompetenzinhaber wie Vogt und Bischof aus der Stadt bzw. machte sie den eigenen kommunalen Interessen dienstbar. Für die besondere Entwicklung auf dem Gebiet der Rechtspflege lässt sich die Frage stellen, inwieweit die Belege für den Einsatz der Folter und das Auftreten der Bürgermeister als Ankläger bereits als Indizien für die Entstehung des öffentlichen Strafrechts gewertet werden können.

## **Das europäische Medien- und Wirkungsspektrum eines Literaten der Spätaufklärung am Beispiel Johann Gottfried Seumes (1763–1810)**

*Gabi Pahnke*



### Zur Person:

Geboren 1978 in Herzberg am Harz. 1997 Abitur. Studium Mittlere und Neuere Geschichte, Kunstgeschichte, Soziologie und Neuere und Neueste Geschichte an der Georg-August-Universität Göttingen und der Universität Augsburg. Tätigkeit für das Haus der Bayerischen Geschichte. Nach Beendigung des Studiums Beschäftigung beim entstehenden Bayerischen Textil- und Industriemuseum in Augsburg. Seit Mai 2004 Stipendiatin des Graduiertenkollegs unter Betreuung von Prof. Dr. Johannes Burkhardt und Prof. Dr. Theo Stammen.

### Projekt:

Schon die zeitgenössische Beschreibung Johann Gottfried Seumes (1763–1810), gepaart mit dem Bild, welches er von sich selbst inszenierte, bildeten eine Vorstellung dieses Literaten heraus, die seine historische Person nur unzureichend zu greifen vermag. Bis in die Siebzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts wurde dieses Bild vom Wanderer, Sonderling und revolutionären Schriftsteller und Denker – vorwiegend in der Literatur- und Geschichtswissenschaft – transportiert, bevor erkannt wurde, dass Johann Gottfried Seume ein Mann von weit mehr und auch anderen Dimensionen gewesen war. Spätestens mit der Entstehung der Johann-Gottfried-Seume-Gesellschaft zu Leipzig gelangte Seume verstärkt und vor allem unter allgemein kritischerem Blickwinkel in den Horizont eines größeren Forscherkreises.

Die daraufhin mehr und mehr zutage kommende schillernde Persönlichkeit Seumes, beispielsweise in den Punkten politische Literatur, Gesellschaftskritik oder Naturwahrnehmung, spiegelte sich sowohl geographisch als auch politisch, kulturell und sozial in seinem Umfeld wieder: Weit über die Reichsgrenzen hinaus hatte er Bekannte und Freunde, Verehrer und Vorbilder, mit denen er teils mehr, teils weniger in Kontakt stand. Ihre Beziehungen zu Seume und untereinander haben bisher keine zusammenhängende Darstellung gefunden, obwohl Namen wie etwa Friedrich von Schiller, Christoph Martin Wieland oder Johann Wilhelm Ludwig Gleim – um im deutschsprachigen Raum zu bleiben – darauf hinweisen, dass Seumes Umkreis für die Entwicklung der literarischen aber auch politischen Kultur der Aufklärung durchaus von Interesse gewesen sein wird.

Die Studie beschäftigt sich im Schwerpunkt mit diesem Teil von Seumes Leben. Einerseits weit gereist, andererseits von eher schwierigem Charakter gab Seume seinem näheren Umfeld trotz einer nicht zu vernachlässigenden geographischen Ausdehnung quasi natürliche Grenzen. Das sich innerhalb dieser Begrenzung befindliche Beziehungsgeflecht soll anhand der überlieferten Korrespondenzen und durch den Zugang über Seumes schriftstellerisches Werk rekonstruiert und auf die relevanten zugrunde liegenden Strukturen, Inhalte und Medien hin untersucht werden. Auf dem Weg zu einem erweiterten Seume-Verständnis und der Formulierung von Kommunikationsmodi des späten 18. Jahrhunderts werden interdisziplinäre Offenheit und methodischer Pluralismus in Entsprechung zur untersuchten Person als Prämissen dieser Arbeit verstanden.

## **Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts**

### **Interdisziplinäre Tagung im Rahmen des Graduiertenkollegs *Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur***

9.- 11. September 2004, Institut für Europäische Kulturgeschichte, Universität Augsburg.

*Konzeption und Organisation: Regina Dauser, Stefan Hächler, Michael Kempe, Franz Mauelshagen, Martin Stuber*

Ausgangspunkt der internationalen und transdisziplinären Tagung war die vergleichende Erforschung europäischer Korrespondenznetze der Frühen Neuzeit. Am Beispiel des brieflichen Botaniكدiskurses und Pflanzenaustausches sollten exemplarisch Funktionsweisen europäischer Korrespondenznetze komparativ analysiert werden. Zu den Hauptzielen zählte es, anhand dieser Exempel die Bedeutung sozialer Verflechtung für Genese und Transfer des Wissens zu untersuchen und damit zugleich Einblicke in Struktur und Dynamik von Korrespondenznetzen als Medien der Vergemeinschaftung und Gruppenbildung über geographische Grenzen hinweg zu erhalten.

Im Einleitungsreferat wies Franz Mauelshagen (Zürich) darauf hin, dass mit der Abkehr von der bisher weitgehend am Individuum orientierten Briefforschung und der Hinwendung zur „materialen Kultur“ des Austausches mithilfe moderner Netzwerkanalyse neue Wege beschritten werden. Auch die Wissenschaftsgeschichte erscheint von hier aus in einem neuen Licht. Gelungene Netzwerkbildungen zeigten: nicht „Wahrheit“, sondern „Erfolg“ entscheide oft über den Fortgang wissenschaftlicher Erkenntnisse. Der ausgewiesene Korrespondenzexperte Hans Bots (Nijmegen) umriss im weiten Bogen das bunte Panorama epistolarer Kommunikationen im „European Commonwealth of Letters“ des 17. und 18. Jahrhunderts. Vor allem die neuen empirischen Wissenschaften hätten solche Verbindungen zur autoptischen Verifizierung von Wissen genutzt. Doch auch Kritisches war zu hören. So warnte Wolfgang E. J. Weber (Augsburg) vor einer methodischen Überstrapazierung der „Leitmetapher“ Netz/Netzwerk, die – insbesondere von literaturwissenschaftlicher Seite – derzeit in den Rang eines metatheoretischen (fast metaphysischen) Schlüssels zur Weltdeutung erhoben werde. Michael Kempe (Frankfurt/M.) machte überdies deutlich, dass auch die „Löcher zwischen den Maschen“ konstitutiv zum Netz dazugehören. Das Ausgeschlossene, das zwischen den Zeilen oder gar nicht Gesagte sei ebenfalls Teil der postalischen Kommunikation. Insofern gelte es, auch die „anderen Seiten“ in den Netzanalysen mit einzu-

beziehen, auch wenn sie sich nur schwer in konkreten Parametern fassen und ausdrücken lassen.

Vor dem Hintergrund dieser konzeptionellen Grundsatzprämissen entfaltete sich von Donnerstag bis Samstag ein dichtes Programm an Einzelanalysen umfangreicher botanischer und ökonomischer Korrespondenznetze des 18. Jahrhunderts, etwa von Hans Sloane, Carl Linné oder Albrecht von Haller. Als flankierende Kontrapunkte dienten Analysen von vergleichbaren Netzen des 16. Jahrhunderts: Jean Matal (Peter Arnold Heuser, Bonn) und Konrad Gessner (Urs B. Leu, Zürich). Integraler Bestandteil der Tagung war ein eigener Workshop zu modernen Techniken und Verfahren der Netzwerkanalyse. Lothar Krempel (Köln) führte anschaulich die vielfachen Vorzüge visualisierter Netzwerkpräsentationen vor Augen. Graphische Darstellungen von Netzen auf der Basis von Daten, die andere Tagungsteilnehmer vorher zur Verfügung gestellt hatten, führten zu überraschenden Erkenntnissen und neuen Einsichten. Auf diese Weise zeigten die tagungsinternen Kooperationen selbst die Vorteile des „networkings“. Ferner demonstrierten Regina Dauser (Augsburg) und Mark Häberlein (Bamberg) an konkreten Beispielen – Fugger-Korrespondenz und Elitenforschung – den hohen sozialwissenschaftlichen Erkenntniswert solcher Analyseverfahren.

### **Klassifikation von Korrespondenznetzen**

Verschiedene Versuche wurden unternommen, bestimmte Netzformationen systematisch zu beschreiben. Konstatieren ließen sich, so Hubert Steinke (Bern), unterschiedliche *Typen* von Briefschreibern (Botaniker, Ökonom, Patriot), die wie bei Haller oder Linné durchaus in ein und derselben Person anzutreffen sein können. Ebenso wurde die Frage nach verschiedenen *Gattungen* von Korrespondenzen gestellt, so etwa am Beispiel des ökonomisch motivierten Nutzpflanzenzentralfers (Martin Stuber, Bern). Wiederholt diskutiert wurden auch Anschlussmöglichkeiten zu literaturwissenschaftlichen Ansätzen der Analyse von Briefstil und -rhetorik. Klassifikationsversuche erwiesen sich dabei als komplex. Private und institutionelle Korrespondenzen ließen sich weder beim Londoner Hans Sloane (Stefan Siemer, München) oder dem Regensburger Botaniker David Heinrich Hoppe (Marianne Klemun, Wien) klar von einander trennen, da beide sowohl als Privatgelehrte wie auch im Auftrag sozietärer Institutionen brieflich kommunizierten.

### **Struktur und Dynamik epistolarer Kommunikationsverbindungen**

Gewählt wurde in den meisten Fällen ein ego-zentrierter Ausgangspunkt, auch im Fall „kleinerer“ Netze wie bei Friedrich Casimir Medicus (Ilona Knoll, Mannheim). Solche „Spinnennetze“ begann man, gemäß ihrer Verflechtungsdichte mit anderen Netzen in global oder lokal zentrierte einzuteilen. Eva Nyström (Uppsala) stellte Linnés Korrespondenznetz in seinen europäischen Kontext. Netzbildungsprozesse zeigen indes eine erstaunliche Dynamik. Nicht nur lassen sie sich in bestimmte, aufeinander folgende Phasen einteilen. Mithin kann es zu kompletten Umstrukturierungen kommen. Das Fehlen russischer Korrespondenten sorgte dafür, dass Hallers Korrespondenznetz sich innerhalb kürzester Zeit in ein komplett anderes verwandelte, wie Stefan Hächler (Bern) auf beeindruckende Weise nachwies.

### **Medienkontext von Korrespondenznetzen**

Briefnetze, das kam in vielen Vorträgen zum Ausdruck, befanden sich nicht in einem medialen Vakuum, sondern standen oft im Austausch und in Verbindung mit anderen Kommunikationsmedien. Neben den Sozietäten (Ökonomische Gesellschaft Bern, Regensburgische Botanische Gesellschaft) wurden vor allem Zeitschriften aber auch Reisetagebücher, wie das von Johann Beckmanns Schwedenreise (Mario Ackermann, Greifswald), thematisiert. Und auch die „libri amicorum“, das verdeutlichte der Blick auf Konrad Gessner, sind ein bislang wenig erforschtes Vernetzungsmedium. Reiseaktivitäten, Briefwechsel und naturhistorische Publikationen standen in der frühen Neuzeit oft in einem engen Zusammenhang, das belegen die Bemühungen des deutschen Johann Centurius von Hoffmannsegg um eine „Flora Portugaise“ (Fernando Clara, Lissabon). Der Blick auf parallele Medien zeigte zum Teil Erstaunliches. Kärin Nickelsen (Bern) machte auf die „stille Kommunikation“ der Pflanzenbilder in den regen Kopiertätigkeiten botanisch gebildeter Zeichner des 18. Jahrhunderts aufmerksam. Transfer und Speicherung standen in einem Wechselverhältnis. Via Korrespondenz wanderten Pflanzen und Pflanzensamen von Garten zu Garten und landen oft nicht zuletzt im „hortus medicus“ von Linné, dem führenden Natursystematiker des 18. Jahrhunderts (Andreas Önnersfors, Lund).

### **Transfer, Tausch**

Reziprozität – durchaus im soziologischen Sinne von Marcel Mauss – konnte ohne Zweifel als primäres Korrespondenzprinzip identifiziert werden, Ausnahmen

bestätigten nur die Regel. Die Rede war von Pflanzen und Pflanzenkommunikation als geselliges „Schmiermittel“, das vor allem als vielfach transformierbares „symbolisches Kapital“ im Sinne Pierre Bourdieus fungierte. Pflanzentransfer konnte nicht nur der kolonialen Kulturerschließung dienen, sondern auch der höfischen Selbst-Präsentation, wie Marion Maria Ruisinger (Erlangen) eindrucksvoll am Beispiel von Lorenz Heister und der Zwiebel der Braunschweig-Blume vom Kap der Guten Hoffnung zeigte.

### **Die Ordnung des Wissens im Netz**

Korrespondenz, Tausch und Wissensordnung sind voneinander nicht zu trennen. Immer wieder hervorgehoben wurde in den Vorträgen und Diskussionen das Kriterium der Autopsie als paradigmatisches Kennzeichen der New Science, um der programmatischen Forderung nach Empirie nachzukommen. Medium und Methode des Wissens schienen in den Korrespondenzen zusammenzufallen. Wenn in botanischen und kaufmännischen Briefwechselln „epistemische Dinge“ konstruiert werden, dann offenbart sich hier ein Wissensbegriff, der nicht an Wahrheit, sondern an gelungene Reproduktion gekoppelt ist (Staffan Müller-Wille, Berlin). Damit ließ sich auch auf der Tagung der Kreis schließen, der im Einleitungsvortrag mit dem Hinweis auf die durch Netzwerkbildung gewährleisteten Erfolgsbedingungen von Wissenschaft und Ökonomie geöffnet wurde.

Die Veranstalter ziehen insofern ein positives Fazit. Die anregenden Vorträge und regen Diskussionen motivieren zur Weiterarbeit. Die Beschäftigung mit frühneuzeitlichen Korrespondenznetzen wird im Rahmen des Organisatorenteams daher fortgesetzt. Die Beiträge der Tagung werden im Berliner Akademie-Verlag in der Reihe „Colloquia Augustana“ erscheinen (Institut für Europäische Kulturgeschichte Augsburg, hrsg. von Johannes Burkhardt und Theo Stammen).

*Michael Kempe*

ANSCHRIFTEN DER AUTORINNEN UND AUTOREN

---

Dr. Thomas Buchner  
Universität Salzburg  
Fachbereich Geschichts- und Politikwissenschaft  
Rudolfskai 42  
5020 Salzburg, Österreich

Eva Legêne  
Indiana University School of Music  
Early Music Institute  
47405-2200  
Bloomington, Indiana, USA

Dr. Anke Sczesny  
Institut für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen  
Institut für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg

Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber  
Institut für Europäische Kulturgeschichte  
Universität Augsburg  
Eichleitnerstraße 30  
86159 Augsburg